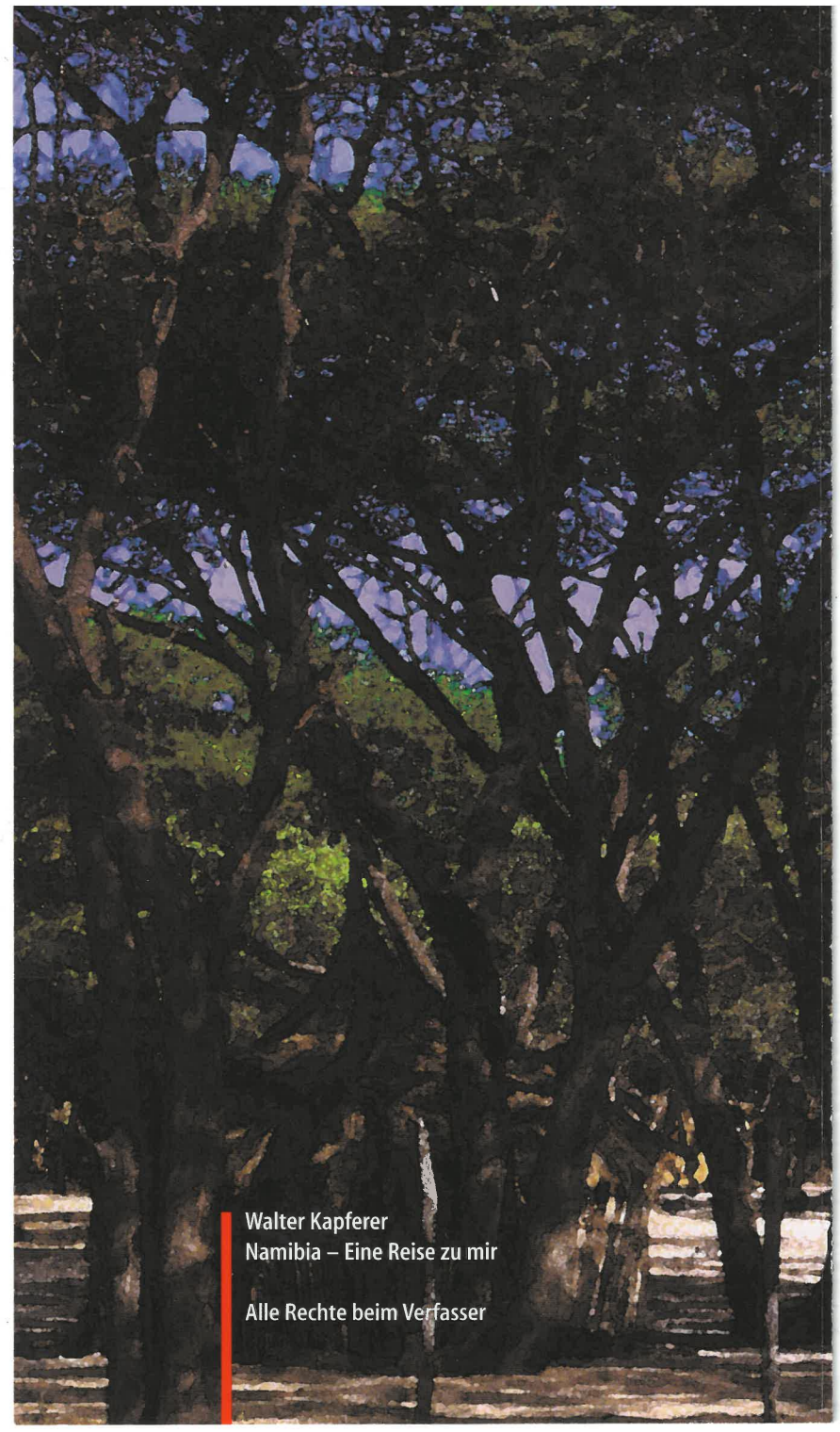


Walter Kapferer

NAMIBIA

Eine Reise zu mir





Walter Kapferer
Namibia – Eine Reise zu mir

Alle Rechte beim Verfasser

**Mit Dank an meine Frau,
für meine Kinder Ute und Götz.**

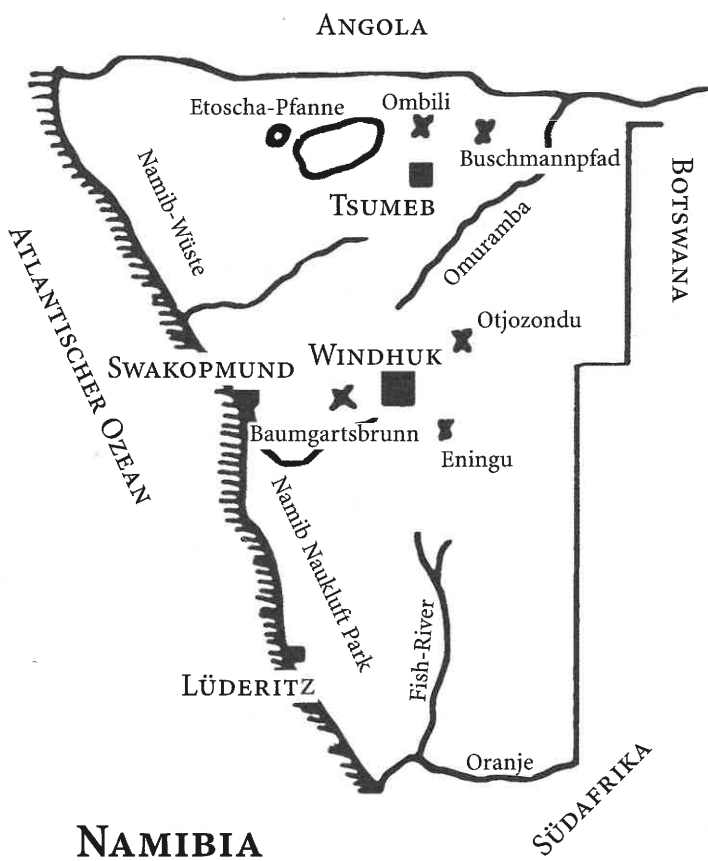
Walter Kapferer

NAMIBIA

Eine Reise zu mir

Inhalt

Aufbruch zu neuen Erfahrungen	7
Folgenreiche Begegnungen	9
Wieder in Windhuk	16
Exkurs über den Humor	21
Kleine Veränderungen	23
Die vergessenen Buschmänner	26
Klaus Mais-Risches Hilfsprojekt	29
Swakopmund I. Teil	37
Vom Rost und von der Nächstenliebe	40
Swakopmund II. Teil	44
Von den Schwierigkeiten mit der Geschichte	47
Fahrt in den Norden	61
Der Buschmannpfad	66
Drei Tage „Ombili“	69
Erholung auf „Eningu“	80
Theresia	83
Eine Landpartie	85
Alte Freunde	87
Namibia, ich komme wieder	94



Aufbruch zu neuen Erfahrungen

Es ist der 12. Februar 1996, ich sitze im Flugzeug nach Namibia. Jede Reise ist ein Aufbruch und das kommende Unbekannte bringt Unsicherheit und Beklemmung mit sich. Es ist keine Angst, nur die ungenaue Erwartung und gleichzeitige Erfüllung eines langgehegten Traumes, einmal alleine eine längere Zeit zu verreisen. Glücksgefühlen gegenüber bin ich mißtrauisch, vor allem dann, wenn sich Sehnsüchte erfüllen, die mit Rücksicht auf Verpflichtungen immer wieder zurückgestellt waren, oder die Prioritätenliste wieder einmal wichtigere Punkte davor gesetzt hatte.

Jetzt also, kein Termindruck, keine Rücksichtnahme, keine Programme – sich einfach treiben lassen. Es kann aber auch Beklemmung auslösen, wenn sich ein solcher Staudamm öffnet, wenn man bisher gewohnt war, unentbehrlich zu sein, in der Verantwortung zu stehen, Rechenschaft für sein Tun ablegen zu müssen. Es war für mich bisher der Normalzustand, Verpflichtungen nicht nur in meinem beruflichen und familiären Umfeld, sondern auch für die Gemeinschaft zu übernehmen. Sei es schon als 26jähriger Stadtrat, als Funktionär in den unterschiedlichsten Ehrenämtern, im Lionsclub oder in der Freien Wählergemeinschaft. Zu dieser Verantwortung kam die Forderung, die ich immer an mich gestellt habe: Vorbild sein. Zwar kommt diese Forderung meiner Grundüberzeugung entgegen, daß sich der Mensch zum sozialen Wesen entwickeln soll, das den Wert der Gemeinschaft und Dienen und Helfen als moralische Grundwerte bejaht, aber auch das kostet Kraft und Überwindung. Die Balance zwi-

schen der Familie und dem sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umfeld zu halten gelang mir nur, indem ich meine persönlichen Bedürfnisse auf ein Minimum reduzierte. Egoismen waren ohnehin in diesen terminvollen Jahren kaum auslebbar. Das eigene Ich kam zu kurz und irgendwann konnte der Wunsch nach einem Haltepunkt nicht mehr verdrängt werden. Ich wollte zu mir finden, mein Ego pflegen und mich selber erfahren. Diese Reise konnte der Beginn sein. Aufbruch zu neuen Erfahrungen. Die räumliche Distanz zu allen Dingen, die mich gefordert haben, sollte nun ein inneres Aufatmen ermöglichen.

Indem ich alles schriftlich festhalte was mich bewegte, was mich heute noch herausfordert und was meine Position in Zukunft sein wird, will ich diesen Schritt im Bewußtsein halten. Im Schreiben wird manches präziser und deutlicher, als es im anekdotischen Erzählen an Kaminen sein kann. So ist also diese Reise nach Afrika auch eine Reise zu mir.

Der Flug war angenehm. In der Business-Class blieb der Platz neben mir unbesetzt, und so konnte ich meine langen Beine noch etwas freier bewegen und bequem sitzen.

Folgenreiche Begegnungen

Meine Gedanken gehen zurück in das Jahr 1989. Eine Gruppe von Lionsfreunden aus Mosbach und Siegen hatte mit Ehepartnern eine Reise nach Südafrika geplant, ein Urlaub, der für mich erhebliche Folgen haben sollte.

Reichlich unbedarft hatte ich diese Reise angetreten. Über Land und Leute wußte ich wenig, und selbst die Schönheit dieser Weltgegend war mir fremd. Die grandiose Landschaft hat dann meine andauernde Sehnsucht nach Namibia ausgelöst, aber die innere Verbindung zu Land und Leuten verdanke ich der Begegnung mit einem deutschen Manager, der eigentlich nur vor dem Streß fliehen wollte und dabei eine neue Lebensaufgabe gefunden hat.

Wir kamen damals morgens in Windhuk an und machten als gute Touristen erst einmal eine Stadtrundfahrt. Am Nachmittag stand der Besuch einer privaten Farmschule auf dem Programm. In Baumgartsbrunn, fünfunddreißig Kilometer vor den Toren Windhuks, lernten wir Helmut Bleks und sein Entwicklungshilfeprojekt kennen, und abends schrieb ich in meine Aufzeichnungen, daß dieser zweistündige Aufenthalt auf der Farmschule und die Gespräche mit Helmut Bleks zu den ergreifensten Eindrücken meines Lebens gehörten.

Sechshundert Kinder und Jugendliche erhalten auf dem Farmgelände eine gründliche Ausbildung, die weit über die Vermittlung von Rechnen, Schreiben und Lesen hinausgeht. Der Anbau landwirtschaftlicher Produkte, Viehzucht und Tierpflege, die verschieden-



Bild 1 Farmschule Baumgartsbrunn

sten Handwerke, Hausbautechniken und das Verlegen von Wasser- und Elektroleitungen stehen für die Jungen ebenso auf dem Lehrplan. Mädchen erlernen dazu Hauswirtschaft und selbstverständlich auch Nähen und Stricken. In einem selbsterrichteten Musterfarmhaus erleben die Schüler den Tagesablauf einer Farmerfamilie und üben, mit den Problemen des Alltags fertig zu werden. Hier werden junge Menschen auf das zukünftige Leben in ihrem Lande praktisch vorbereitet.

Die Geschichte dieses Projektes und seines Gründers gehört zu den Ausnahmerscheinungen unserer Zeit, die man nicht laut und deutlich genug in unserem Lande zu Gehör bringen kann. Helmut Bleks hatte die klassische Karriere eines Industriemanagers hinter sich, die im Herzinfarkt gipfelt. Nach seiner Genesung

träumte er von einem geruhsamen und seiner Gesundheit förderlichem Leben unter der Sonne, kaufte sich 1971 in Namibia die Farm Baumgartsbrunn und wanderte zusammen mit seiner Frau aus. Doch aus einem beschaulichen Aussteigerdasein als Farmer wurde nicht viel.

Als ihnen sehr schnell bewußt wurde, daß die zahlreichen schwarzen Kinder ihrer Farmarbeiter ohne jede Schulbildung aufwachsen, begann Frau Bleks, zunächst im Schatten eines Baumes, den Kindern Unterricht zu erteilen. Doch die Ausbildung der Kinder konnte unmöglich nebenbei erledigt werden, und schon bald entschlossen sie sich, einen Lehrer zu engagieren. Im nächsten Jahr errichteten sie zwei Klassenzimmer und stellten weitere Lehrer an. Jetzt entwickelte sich die Eigendynamik, die allen guten Ideen innewohnt. Die Eltern der umliegenden Farmen brachten ihre Kinder auch zum Lernen nach Baumgartsbrunn, und die Bleks beschlossen, eine richtige Schule zu bauen. Für die weiter entfernt wohnenden Kinder brauchte man auch Schlafsäle.

Als sich der erste Jahrgang von der ersten zur neunten Klasse hochgearbeitet hatte, wollten die Bleks diese Kinder nicht einfach ins Leben entlassen, sondern ihnen auch noch praktisches Rüstzeug mitgeben und die nebenbei erlernten Fertigkeiten der Kinder mit einer handwerklichen oder hauswirtschaftlichen Ausbildung abschließen.

Die Finanzierung und der Unterhalt einer derart wachsenden Einrichtung konnte natürlich nicht aus den Farmerträgen erwirtschaftet werden, wenn auch viele Gebäude in Eigenleistung errichtet wurden. Bleks bemühte sich um Spendengelder und Fördermittel der

Entwicklungshilfe aus Deutschland, die jetzt einen Teil der Finanzierung ausmachen.

Helmut Bleks Überzeugung, daß diese Art der Entwicklungshilfe die einzig wirklich effektive ist, und sein selbstloser Einsatz, alles in die Zukunft des Landes, nämlich seine Kinder, zu investieren, blieb auf uns Touristen nicht ohne Wirkung. Allein schritt ich damals einen Hügel hinauf, und meine Gedanken kreisten um den Wunsch, hier einen Beitrag zu leisten. Der fröhliche Gospelgesang von sechshundert Kindern, der uns alle zusätzlich tief im Gemüt bewegte, und die handgreiflich vor uns stehende Aufgabe, veranlaßte unsere Gruppe zu einer spontanen Spendensammlung. Am Abend konnten wir dem Lionsclub Windhuk als gerechtem Sachwalter einen Betrag von 1.300,-DM übergeben.

Was bringt Menschen dazu, anstatt in Ruhe ihre Jahre zu genießen, sich in derartige Projekte zu stürzen?



Bild 2 Helmut Bleks (Mitte)

Hilfsbereitschaft ist eine – Gott sei Dank – noch relativ weit verbreitete Eigenschaft, wenn es um Spenden geht, was an den Spendenaufkommen bei Katastrophen – oder siehe oben- immer wieder beobachtet werden kann. Aus einer momentanen Betroffenheit aber eine Aufgabe zu machen, die es auch in Schwierigkeiten und gegen Widerstände fortzuführen gilt, ist eine andere Sache. Auch die anthroposophische Grundhaltung der Bleks, die eine humane und gerechte Gesellschaft als Bedingung für den „sozialen Organismus“ ansieht, erklärt eine derart selbstlose Hingabe an ein Entwicklungsprojekt nur unzureichend. Hier müssen Kräfte frei werden, die sicher in vielen Menschen vorhanden sind, aber von unserer wirtschaftlichen Maxime, die den Gewinn um des Gewinns willen anstrebt, verschüttet sind. Helmut Bleks hat aus seiner Gabe, wirtschaftliche Prozesse beurteilen und steuern zu können, eine persönliche Aufgabe gemacht, die das Wohl anderer zum Ziele hat.

Später lernten wir noch einige deutschstämmige Farmer kennen, die in kleinerem Rahmen, ohne fremde Mittel, alles versuchen, den Aufbau des Landes zu fördern und sich für die zukünftigen Lebenschancen ihrer schwarzen Mitbürger einsetzen. Das Einstehen für den Anderen und der persönliche Einsatz für die Schwächeren, ist in dieser Form in Deutschland und Europa kaum noch zu finden.

Wieder in der Heimat, schmiedeten mein Freund Gerd Schattner und ich Pläne, wie wir uns im Schul- und Ausbildungswesen Namibias engagieren könnten. Dank Gerds Standfestigkeit haben wir uns durch bürokratische Dschungel, zu einem gemeinsam finanzierten Projekt in Baumgartsbrunn mit dem Bundesmini-

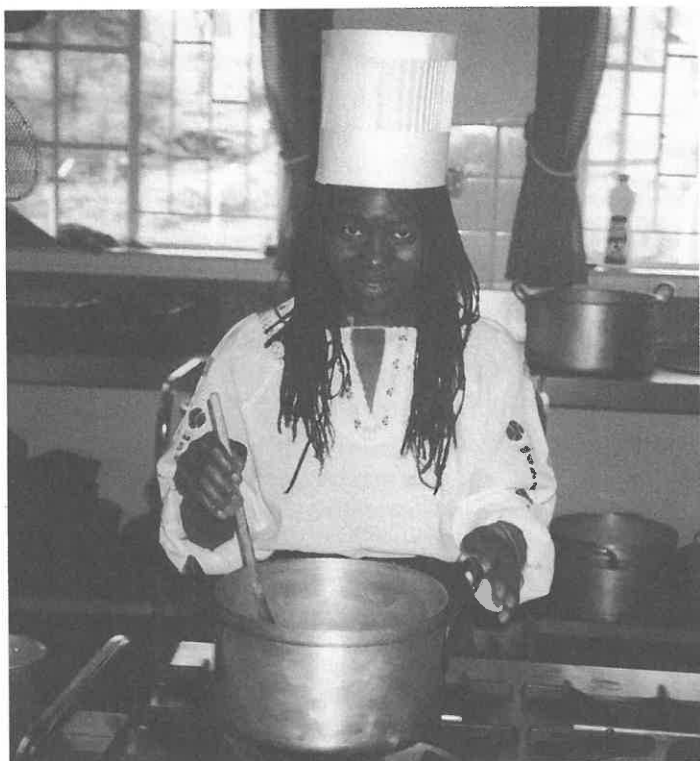


Bild 3 Küche in Baumgartsbrunn

sterium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, erfolgreich durchgekämpft. Doch unsere Tatkraft war noch nicht erschöpft, und wir wurden durch unseren Lionsfreund und damaligen Vorsitzenden des Hilfswerkes, Herrn Hans Karl Braune, auf die Ombilistiftung aufmerksam. (Der Name „Ombili“ bedeutet in der Ovambosprache Frieden). Die Ombilistiftung wird von Farmern aus der Umgebung von Tsumeb, im Norden Namibias, getragen. In ihrer Freizeit setzen sie sich für

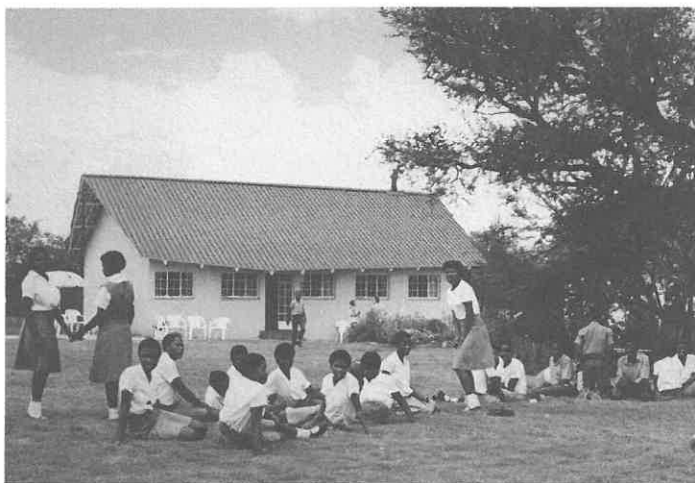


Bild 4 Schüler in Baumgartsbrunn

die Fortbildung der Kinder ihrer Farmarbeiter ein und kümmern sich besonders um die bisher fast vergessene Gruppe der Buschmänner (Saan).

Die Farmer Horst Feucht und der Anfang 1994 an Malaria verstorbene Klaus Mais-Rische waren die treibenden Kräfte dieser Stiftung, mit der wir Kontakt aufgenommen haben. Unsere erste Begegnung mit Buschleuten und dem Ombiliprojekt hatten wir 1991 in Verbindung mit der Einweihung der Hauswirtschaftsschule in Baumgartsbrunn, wo der Lionsclub Mosbach sein erstes Projekt finanziert hat.

Wieder in Windhuk

Nun war ich zum ersten Mal allein auf dem Weg in das Land, das auch mein Leben sehr verändert hatte. Natürlich würde ich auch die Freunde wieder sehen, und wo sonst konnte ich besser diese Reise zu mir beginnen.

Den Gedanken nachzuhängen macht schläfrig, und nach einem tiefen Schlaf wachte ich erst am Morgen gegen halb neun auf, gerade noch rechtzeitig, um die sich unter uns ausbreitende Dornbuschsavanne zu begrüßen. Das Ziel meiner Wünsche rückte näher. 35 Grad Außentemperatur in Windhuk meldete der Flugkapitän, und ich krepelte schon mal vorsorglich die Hemdsärmel nach oben. Dann endlich war es so weit: Ich füllte noch das Einreiseformular aus, und mit einer Bilderbuchlandung setzte die Maschine in Windhuk auf. Ich betrat wieder namibischen Boden, und obwohl ich es dem Papst nicht gleichtat, der bei solcher Gelegenheit den Boden küßt, konnte ich ihn verstehen. Ich kämpfte mit den Tränen. Obwohl dieses Land mir eigentlich immer noch fremd war, verhiess es doch eine neue Freiheit. In dieser durchaus wohligen Stimmung verließ ich die Abfertigungshalle.

Wolfgang Schuckmann erwartete mich am Flughafen. Es gab ein großes Hallo und eine freudige Begrüßung. Schnell waren wir in der Pension Steiner, um das Gepäck abzustellen. Unseren Begrüßungskaffee nahmen wir im Kaufhaus Wecke & Voigt. Es ist ein Muß, dort Kaffee getrunken zu haben. Nachdem wir uns für den Abend auf 18 Uhr verabredet hatten, war ich frei und konnte durch die Stadt schlendern. Es war

herrlich. Mit eigenartiger Beschwingtheit genoß ich den Bummel durch Läden und Kaufhäuser. Frei schaute ich mich um und hatte zum ersten Mal das Gefühl, nicht zu irgendwelchen Käufen verpflichtet zu sein. Ich mußte erst hier her kommen, um zu entdecken, daß ich in mir Zwänge aufgebaut habe, die zu Verhaltensweisen führen, die ein anderer vielleicht gar nicht nachvollziehen kann. Niemand erwartete etwas von mir, alle schienen sich zu freuen, daß jemand ihren Waren Aufmerksamkeit schenkte. Es war ein wunderbares Gefühl – ob ich das für zu Hause konservieren kann?

Nachdem ich etwas Geld eingewechselt hatte, setzte mich ins Restaurant Gathmann, worauf ich mich auch gefreut hatte. Von meinem Platz auf dem Balkon, gegenüber dem Park, konnte ich das pulsierende Leben auf der Independance Road beobachten und dabei müßig einen „Appletizer“ trinken – wir würden es profan Apfelsaftschorle aus der Dose nennen. Ich habe dieses Getränk bei meinen Besuchen immer dort getrunken. Jetzt gehörte es zu dem „Ritual“, das ich mir für meine Ferien gewünscht und vorgenommen hatte. Auf dem Weg zurück zur Pension, die Peter-Müller-Straße hinunter zur Stübelstraße, kurzes Warten an einer Ampel. Plötzlich ein Ruf von der anderen Straßenseite: „Hallo Mr. Kapferer, oh Mr. Kapferer!“ – es war Jackson Kaujeua, ein namibischer Folk-Sänger, der für mich 1995 in Mosbach, als musikalischer Botschafter des neuen Namibia, an meinem 60. Geburtstag gesungen hatte. Wenn das ein Zufall war? Sein Haus liegt gleich hinter der Pension Steiner, und so hatten wir einen gemeinsamen Weg. Er erzählte mir, daß er gerade gestern eine Karte an mich schreiben wollte. Kann man so viele Glücksgefühle verkraften? Ja, ich will sie spei-



Bild 5 Jackson Kaujeu in Mosbach 1994

chern! In der Pension angekommen, machte ich mich frisch und rasierte mich. Duschen versagte ich mir, um in Windhuk Wasser zu sparen.

Nach einer halbstündigen Siesta ging ich in den Garten, setzte mich an den Swimmingpool und hing meinen Gedanken nach. Vor mir ein blühender Franchispanibaum, daneben Bouganvillien, Orangenbäume, ein riesiger Gummibaum, verschiedene andere

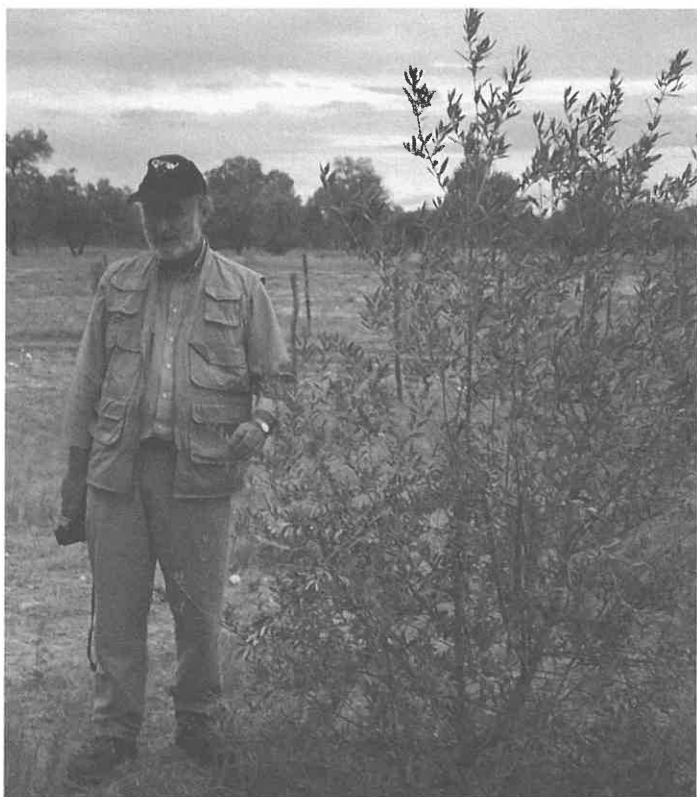


Bild 6 Wolfgang Schuckmann auf Ombili

Bäume und Palmen. Der betörenden Duft des Franchispanibaumes ließ mich meine Freiheit noch mehr genießen. Ich erfrischte mich im Swimmingpool, wenn auch ein leichter Wind die hochsommerliche Temperatur erträglicher machte.

Schnell war die Zeit verstrichen, als mich Wolfgang Schuckmann pünktlich um 18.00 Uhr abholte. Wir fuhren in sein Haus, das er noch etwas großzügiger umge-

baut hat, begrüßten seine Frau Sylvia und tranken auf der Terrasse ein Bier. Nach einer kurzen Unterhaltung über Deutschland und Namibia, gingen wir in sein Büro und besprachen die anstehenden Lionsprojekte. Fast zwei Stunden haben wir alles begutachtet und beraten. Nach Wolfgangs Art, war aber auch diese Arbeit mit viel Humor gewürzt. Gegen 21.00 Uhr lieferte er mich wieder in der Pension ab. Trotz der vorgeschrittenen Zeit bekam ich noch das ganze Menü zu essen: als Vorspeise Salat, dann ein Kudusteak mit Kartoffeln und Kräuterbutter – ganz ohne Knoblauch – und als Nachtisch eine Creme-Müsli-Sahne, alles vorzüglich. Auch nicht zu vergessen, der herrliche Wein, ein 94ziger Simonsig Sauvignon Blanc. Ich habe die Flasche doch tatsächlich ganz gepackt! Zum Essen saß ich im Garten unter einem Baum, die Grillen zirpten und vor mir verbreitete das Kerzenlicht eine romantische Stimmung. Mir kam mein Freund Wolfgang Schuckmann wieder in den Sinn, der ein Meister des Humors ist. Dies verleitet mich dazu, an dieser Stelle ein paar persönliche Gedanken über das Wesen dieses „Seelenzustandes“ einzuflechten.

Exkurs über den Humor

Ja, was ist Humor? Das Wort Humor bedeutet Saft, in diesem Zusammenhang Lebenssaft. Er schützt unsere Seele vor Trockenheit, indem er sie durchfeuchtet. Wir können durch Humor ein Gefühl der Geborgenheit empfinden, und er gibt uns Lebensvertrauen. Er kann Überlegenheit und Standfestigkeit gegenüber Schicksalsschlägen, wie auch kleinen „mitmenschlichen Böswilligkeiten“ bewirken. Er verleiht die Fähigkeit, dem Ernst des Lebens, durch eine gewisse geistige Durchdringung, eine heitere Seite abzugewinnen. Dies geht allerdings nicht ohne Eigenleistung. Man braucht die Distanz vom eitlen Ich. Nur durch diese Distanz gewinnt man den Freiraum, den der Humor braucht, um sich zu entfalten. Dazu gehört auch die Fähigkeit, über sich selbst lachen zu können. Wer über die Gabe der Selbstironie verfügen kann, gewinnt Souveränität. Wir müssen das Lachen üben, und vor allem sollten wir die vielen kleinen Freuden des Lebens erkennen.

Der echte Humor ist eine seltene Pflanze. Wo das Pathos der Überheblichkeit und Selbstüberschätzung herrscht, kann Humor nicht gedeihen. Torheit und Albernheit, die in allem Menschlichen steckt, wird überblendet und nie zugegeben. Der Nährboden des Humors hat sich immer mehr verschlechtert. Zu den Gründen zählen: das alleinige Streben nach Lebenskomfort, Konsumentenglück, die Rebellion gegen jede Form von Autorität, bis hin zur Staatsverdrossenheit. Bei der Jugend ist die Wiederbelebung moralischer Werte nicht mehr gefragt, und auch Erwachsene können sich eines müden Lächelns kaum erwehren, wenn

von erstrebenswerten Tugenden die Rede ist. Die überlieferten sittlichen Richtwerte sind verdrängt durch eine wachsende Anspruchsmentalität im Wohlstandsklima und die Hast des Lebens. Rastlosigkeit bestimmt das Leben, ein Hasten ohne Besinnung. Es bleibt keine Zeit, zu sich selbst zu kommen.

Viele Menschen verwechseln Humor mit Witz. Witz spricht den Intellekt an, erst die Pointe gibt den Lustgewinn. Der Witz ist wie eine Rakete, nur dem Augenblick zugeordnet. Er ist rasch und überrascht. Humor hingegen ist eine seelische Grundhaltung, besser noch, ein seelischer Überschuß. Witz und Humor sind manchmal nur am Klima, das sie umgibt, zu unterscheiden. Es ist eine Eigenart des Witzes, daß man ihn denselben Menschen nur einmal erzählen kann; denn die Überraschung und die Freude über das Erkennen der Zusammenhänge ist nicht wiederholbar. Anders ist dies bei der Schilderung einer humorvollen Geschichte. Sie kann häufiger, mit einem gleichen Heiterkeitserfolg, zum Besten gegeben werden.

Zu den Wesenszügen des Humors gehören menschliche Güte und wohlwollendes Verstehen. Beim humorvollen Erzählen des Mißgeschickes eines anderen ist zu spüren, daß der Erzähler die eigene Fehlerhaftigkeit verständnisvoll einschließt. Dem Witz fehlt es an Mitgefühl und Wohlwollen. Im spöttischen Belächeln der Mängel oder Fehler anderer, nimmt sich der Witzende selbst davon aus.

Kleine Veränderungen

Als ich kurz vor Mitternacht zufrieden im Bett lag, war es immer noch nicht kühler geworden. Am nächsten Morgen wachte ich erst gegen halb neun auf und rief zu Hause an, um zu melden: daß ich gut angekommen sei und mich wohl fühle. Nicht ohne zu bemerken, daß ich unter meinem selbst auferlegten Alleinsein doch ein wenig litt.

Um neun war ich der letzte Frühstücksgast und aß zum Bedauern der schwarzen Köchinnen nur ein Brötchen mit Marmelade – schließlich will ich versuchen, nicht zuzunehmen. Den weiteren Vormittag wollte ich allein die Stadt erkunden und maschierte los. In der Fußgängerzone, wo der Brunnen mit den Meteoriten steht, gibt es jetzt Straßenverkäufer, die nicht nur Schnitzereien und andere Soveniers, sondern auch Kleinkram wie Gürtel und Seife, ja sogar Schuhe und Kleider auf dem Boden zum Verkauf ausbreiten. Ich wunderte mich, daß dies geduldet wird, zeigt es doch deutlich, daß auch die Bevölkerung der neuen, prächtigen Hauptstadt des Staates, diese Form des Marktes noch nötig hat. Daß der Brunnen kein Wasser hatte, wunderte mich nicht. Wieder betrat ich ohne Scheu Geschäfte, und welch ein Wunder, selbst Bekleidungs-läden. Überall zeigte ich mich interessiert, ein neues Gefühl für mich.

Der Verkehr auf der Straße war sehr dicht, und auch der große Parkplatz gegenüber dem Kalahari Sands Hotel war gefüllt. Oberhalb des Parkplatzes thront ein gigantisch, monumentaler Rohbau. Der neue Gerichtspalast von Namibia. Wolfgang Schuckmann fragte

mich tags zuvor, als wir dort parkten, ob er mir gefiele. Ich bejahte nach einigem Nachdenken. Er fand es ganz normal, daß ich als Deutscher so reagierte, denn er ist einer „Feldherrnhalle“ nicht unähnlich. Heute habe ich das Gebäude abgeschritten und kam auf schätzungsweise einhundertvierzig Meter Länge, leicht gewölbt, die Seitenteile nur Säulen. Es wird sicherlich ein Wahrzeichen werden. Der neue Gerichtspalast ist ein Geschenk der chinesischen Volksrepublik und wird auch von einer chinesischen Firma gebaut. Die Regierung ist froh, daß trotzdem viele Namibier mit dem Bau Arbeit finden.

Parallelen werden wach zum Bau unserer Dome oder der Schlösser in Frankreich, die von uns Heutigen oft als Ausbeutung der Menschen damals angesehen werden. Wenn sich der Bau nach meinem Empfinden auch phantastisch einbindet, so schwingt doch etwas Wehmut mit – der Blick auf die Kirche ist verstellt –



Bild 7 Der neue Gerichtspalast in Windhuk

Jahrzehnte ein anheimelndes Wahrzeichen Windhuks. Aber das Leben geht weiter. Für mich sind es nur nostalgische Wünsche, für die schwarze Regierung Namibias ein Blick in die Zukunft. Der Stolz, etwas Großzügiges zu schaffen, das manche Armut vergessen läßt.

Weiter zum Reiterdenkmal und zur Christuskirche. Leider war die Tür verschlossen. In der „Alten Feste“, die als Museum eingerichtet ist, war es interessant, die alten Archivbilder der ehemaligen Häuptlinge Maharero, Witbooi und vieler anderer zu sehen. Die Beschreibungen zu den Bildern haben sich unter der neuen Regierung geändert und stimmen nur noch teilweise mit den historischen Quellen überein. Am „Tintenpalast“, dem ehemaligen Verwaltungsgebäude, vorbei, ging ich ins Craftcenter und erstand mein erstes Souvenir, eine Wurzeleule aus dem Kavangogebiet. Über die Independance Road zurück zum Restaurant Gathmann auf den Balkon, wo mir die Nudeln, mit Spinat und Käse überbacken, eine leichte Mahlzeit waren. Auf dem Weg zur Pension und zum namibischen Mittagsschlaf, fielen mir die langen Schlangen vor den Blumenläden auf. Schwarze wie Weiße, alle trugen Rosen, Nelken oder Gestecke heraus. Ein Schwarzer überreichte einer jungen Frau, die auf irgend jemand wartete, eine Rose und zog heiter weiter. Jetzt fiel mir ein, es war Valentinstag! Dieses Ausmaß hat er bei uns, zum Kummer des Blumenhandels, noch nicht angenommen.

Die vergessenen Buschmänner

Den ganzen Mittag verbrachte ich am Pool, badete, sinnierte vor mich hin, brachte meine Gedanken zu Papier und erinnerte mich an die erste Begegnung mit Buschmännern und dem Ombiliprojekt auf unserer Einweihungsreise 1991 nach Baumgartsbrunn.

Nach den Einweihungsfeierlichkeiten brachen wir wie verabredet nach dem Norden auf, um die Ombilistiftung zu besuchen. Zwanzig Kilometer ostwärts Tsinsabis liegt eine Wasserstelle, an der einige Saansippen ein Lager, in einem ehemaligen Stützpunkt der südafrikanischen Armee, aufgeschlagen hatten. Es mögen gut zweihundert Eingeborene gewesen sein, die nach unserer Ankunft aus dem Busch zusammenströmten.

Die Buschleute sind die eigentlichen Verlierer des Bürgerkrieges und des Befreiungskampfes gegen die Südafrikanische Union. Die Armee des Mandatslandes hatte sich die ausgeprägte Fähigkeit der Buschleute, Spuren lesen zu können, im Kampf gegen die Guerilla zunutze gemacht, was die Buschleute, nach der Unabhängigkeit des Landes, natürlich auf die Seite der ehemaligen Besatzer stellte. Ihre Wasserstellen wurden im Krieg zerstört und ihre Lebensgrundlage, das Wild, so dezimiert, daß ein Überleben in den Weiten der Kalahari nicht mehr möglich war. In den letzten dreißig Jahren wurden sie von der Armee Südafrikas versorgt; nun fristen sie, zweihundert Kilometer von ihrem ehemaligen Lebensraum entfernt, an Wasserstellen ein armseliges Dasein und sind auf die Ernährung durch Hungerhilfsorganisationen angewiesen. Eine Lösung

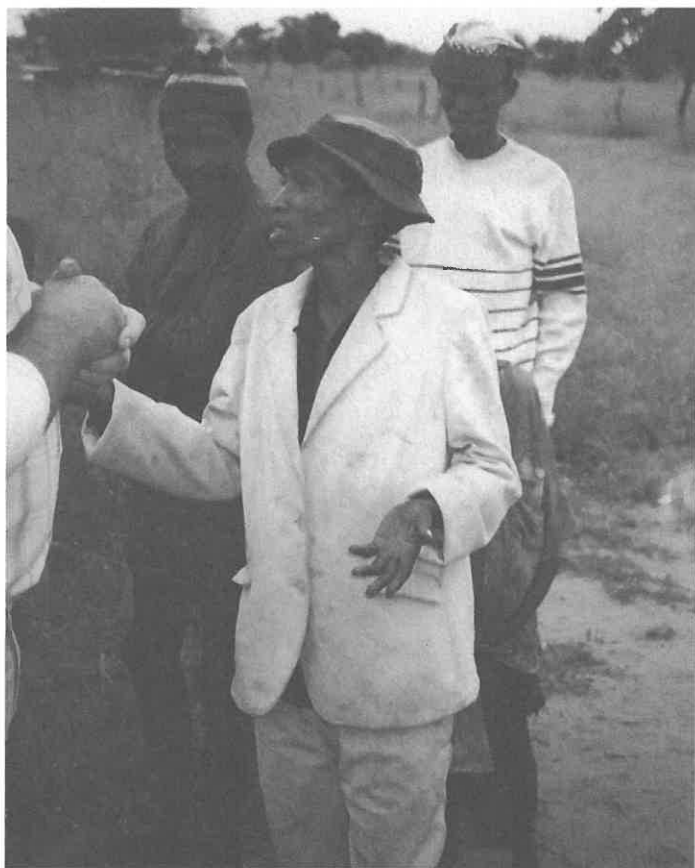


Bild 8 Saan (Buschmänner) bei Tsinsabis

dieses Problems ist nicht in Sicht. Auf der Fahrt zur Farm Hedwigslust, wo das Ombiliprojekt eingerichtet ist, erfuhr ich von Klaus Mais-Rische die Geschichte dieser bedauernswerten Menschen und einiges von den Schwierigkeiten, mit denen die Farmer bei ihren Hilfsbemühungen zu kämpfen haben.



Bild 9 Klaus Mais-Rische auf seiner Farm Ondera, nach der Einweihungsfeier 1992 bei der Ombilistiftung mit dem Autor

Die Farm Hedwigslust grenzt an seine eigene Farm und war verlassen. Er kaufte sie und stellte einen großen Teil des Geländes zwei Buschmanngruppen zur Verfügung. Ungefähr zweihundert Menschen sollten hier eine neue Heimat finden. Im Juni 1990 wurden sie angesiedelt, und zunächst war nur an eine Festigungsphase gedacht. Für das ehrgeizige Ziel, Farmen für die Saan einzurichten, fehlte der Stiftung auch das Geld. Die engagierten Farmer machten sich auch keine Illusionen darüber, daß diese traditionellen Nomaden nicht ohne Schwierigkeiten sesshaft werden würden. Die Sippenverbände sind sehr geschlossen, und selbst die beiden Gruppen auf Hedwigslust, die sich nur schwer untereinander verständigen können, leben räumlich voneinander getrennt. Sie stammen aus den Weiten des Nordost Ovambolandes und West Kavan-gos, während die zuerst besuchten Buschleute der Kung sprechenden Gruppe aus Tsumkwe angehörten.

Die neue Entwicklung des Landes, mit Landverteilung, Restrukturierung und Neuansiedlung, wird sicher an ihnen vorbeigehen, denn der Ackerbau ist ihnen wesensfremd. Ihre Welt ist die Jagd, ihre Sippe und das gemeinsame Leben. Die moderne Gesellschaft, in die sie sich einfügen müßten, hat für diese Lebensweisen keinen Platz. Wenn man bedenkt, daß die Jagd eine Form der Ernte ist, für die man selbst nicht sorgen mußte, dann werden die Probleme dieser Buschleute, die seit ewigen Zeiten von der Jagd gelebt haben, deutlich. Sie haben in der Vergangenheit nur geerntet, was eine großzügige Natur ihnen lieferte. Nun müssen sie

auch für das Säen sorgen und sich um die Saat kümmern, um ihren Lebensunterhalt zu ernten. Ihr Jägerdasein ist ein für allemal zu Ende, was sie auch wissen. Eine derartige Umstellung des Daseins wird letztlich nur über das Aufbrechen der Sippenverbände und eine Erziehung der Kinder möglich sein, und diese Aufgabe ist in einer Generation kaum zu leisten. Wenn wir nicht wollen, daß die letzten Saan nur noch bestaunte Fossilien der Menschheitsgeschichte für Touristen werden, ist diese Entwicklung leider notwendig.

Nun war ich gespannt auf den ersten Eindruck von Ombili. Die Rundhütten der Anlage haben die Buschmänner aus natürlichen Materialien selbst gebaut. Bei dem Gang durch das Dorf beobachteten wir die zusammensitzenden einzelnen Familien. Eine Gruppe Frauen ließ genüßlich eine Pfeife kreisen; denn das Rauchen



Bild 10-14 Dorfleben auf Ombili

gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Andere Familien kochten gerade den Milipap, einen Brei aus Mais oder Mahango. Nebenbei stillten die Mütter ihre Kinder. In den Feuern unter den Kochkesseln wurden Eisenteile zur Rotglut erhitzt, aus denen die Buschmänner Werkzeuge oder Souvenirs basteln. Wir bewunderten verschiedene Musikinstrumente auf denen ein Buschmann sein Glück versuchte und tatsächlich auch einige Töne hervorbrachte. Mehrere Frauen flochten Körbe oder stellten Pfeile her. Alle diese Dinge werden zum Verkauf angeboten. Geschenke an die Saan sind nicht gern gesehen, auch keine Nahrungsmittel oder Tabak; denn Geschenke bedeuten wieder Ernte ohne eigene Leistung, und diese Grundeinstellung der Buschmänner will das Ombiliprojekt ja gerade verändern. Der Verkauf einfacher Handwerksarbeiten ist ein erster Schritt in die Eigenverantwortung für den Lebensunterhalt.

Farmer Friedrich hat mit den Angesiedelten ein großes Areal urbar gemacht und dort einen Mustergarten für den Anbau von Gemüse, Früchten und Knollen angelegt. Praktische Anleitung für die Selbstversorgung. Für den Farmer bedeutet diese Hilfe, drei Mal in der Woche eine Fahrt nach Ombili, das von seiner Farm ca. achtzig Kilometer entfernt liegt.

Ein riesiges Ackerfeld für den Anbau von Mais und Mahango ist unter der Anleitung





Bild 15 Gemüsegarten auf Ombili

von Klaus Mais-Rische entstanden. Die Saan haben gepflügt und gesät, sie mußten Unkraut jäten und hacken bis zur Ernte.

Der Einsatz dieser Farmer ist beeindruckend, zumal sie nur aus der inneren Verpflichtung heraus handeln, diesen Menschen zu helfen. Klaus Mais-Rische, den ich später als meinen Freund bezeichnen durfte, worauf ich sehr stolz bin, ahnte wohl mehr in meinen Blicken



Bild 16 Maisfeld auf Ombili

die Frage nach dem Warum, als er einmal spontan sagte: „Für uns Farmer ist der beste Lohn die Dankbarkeit dieser Menschen. Schau nur die fröhlichen Gesichter der Kinder. Braucht man mehr Lohn? Kann dieses Gefühl durch Geld erkaufte werden?“ Ich schämte mich meiner Gedanken. Meine tiefen Gefühle für dieses Land und seine Menschen wurden durch diese Gespräche und Begegnungen weiter verstärkt.

Einen Monat nach unserer Rückkehr erreichte mich ein Artikel der Namibischen Allgemeinen Zeitung, den ich als Dokument zitieren möchte. Er enthält die Antworten auf einen tendenziösen Bericht, den die offizielle namibische Nachrichtenagentur „Nampa“ über die Ombilistiftung herausgegeben hatte. Klaus Mais-Risches Aktivitäten während des Befreiungskampfes der Swapo, als Hauptmann in der Südafrikanischen Armee, mögen die Ursache für den Artikel gewesen sein, aber der humanitäre Hintergrund der Ombilistiftung, ist nicht anzuzweifeln.

„Windhuk: Ein Bericht der Nachrichtenagentur Nampa, über ein Projekt der Ombilistiftung bei Tsumeb, war in mancher Hinsicht falsch. Klaus Mais-Rische, auf dessen Farm Hedwigslust die Stiftung angesiedelt ist, erklärte gegenüber der AZ u.a., daß keineswegs 200 ehemalige Soldaten und ihre Familien einer Hungersnot entgegensehen, da nur sieben ehemalige Mitglieder der Gebietsmacht auf Hedwigslust seien. Insgesamt handelt es sich um 200 Seelen. Buschleute halten ihre Wohnungen und Felder selbst in Ordnung, ernten dort und warten weiterhin auf eine Farmschule, die von der Stiftung beantragt wurde.

Auch auf einen Brief an den Premierminister vom 5. April 1990 erhielt Mais-Rische bisher keine Antwort. Darin hatte er erklärt, daß eine Schule bei Tsintsabis entstehen müsse. Das Projekt wurde jedoch inzwischen nach Hedwigslust verlegt. Die Regierung müßte die Lehrmittel und das Gehalt eines Lehrers zahlen, hieß es in dem Brief. Unterdessen benötigt die Ombili-Stiftung für laufende Kosten in diesem Jahr etwa 74 000 Rand, davon 33 000 Rand allein für Gehälter ihrer Angestellten. Anders als Nampa es darstellte, sind 142 000 Rand

von den Lions zur Verfügung gestellt worden, falls die Regierung einen Lehrer bezahlt.

Die eigene Mahango-Pflanzung von etwa 35 Morgen bietet bis etwa Juni dieses Jahres genug Nahrungsmittel für die 200 Seelen. Es stimmt nicht, daß sie einer Hungersnot ausgesetzt sind. Eine Fördergesellschaft Afrika hat die Wasserzufuhr für etwa 40 000 Rand eingerichtet, damit Gärten angelegt werden konnten. Mais-Rische erklärte, daß auch die Ombili-Stiftung bedingungsloser Teil der Nahrungsmittel-Hilfsprogramme sein müßte, die derzeit wohl nur gewissen Parteimitgliedern zugute kommen. Die Ombili-Stiftung setzt sich für humanitäre Hilfe für Buschleute ein, die nicht als homogene Gruppe betrachtet werden können, da sie Nomaden sind und nicht über eine gefestigte Stammesstruktur verfügen. Ihnen kann der Wildbestand, der stark zurückging, nicht mehr als Voraussetzung für ihre traditionelle Ernährungsgrundlage der Jagd dienen. Mais-Rische vermutet, daß die Buschleute als letzte Bevölkerungsgruppe, wenn überhaupt, mit Grund und Boden bedacht würden. Deshalb setzt sich Ombili für die Buschleute ein. Das hat nichts mit Sympathien für die ehemaligen Streitkräfte zu tun. Allerdings habe die DTA¹ seit April 1989 bereits finanziell geholfen.“

Im Mai 1991 erhielten wir die Mitteilung, daß die Regierung dem Anliegen der Ombilistiftung, ein Schulhaus zu bauen, stattgegeben hat, und wir nun weitere Schritte in Deutschland einleiten könnten. Dank dem Hilfswerk der Lions und dem Bundesministerium für

¹ DTA – Demokratische Turnhallen Allianz: ein Bündnis aus Parteien der Schwarzen und Farbigen sowie der Republikanischen Partei der Weißen.

wirtschaftliche Zusammenarbeit in Bonn konnten unsere Anträge schnell in die Tat umgesetzt werden und im März 1992 waren wir wieder auf Ombili, um die Einweihung der Schulgebäude zu feiern.

Swakopmund 1. Teil

Das Abendessen in der Pension Steiner in Windhuk war reichlich und ausgezeichnet. Noch einmal konnte ich die private, sehr persönliche Atmosphäre des Hauses genießen. Die aufmerksamen Wirtsleute sind zurückhaltend und doch gesprächsbereit. Gegen zweiundzwanzig Uhr sank ich müde in die Kissen und freute mich auf den neuen Tag, der mich mit dem Flugzeug nach Swakopmund, meiner nächsten Etappe, bringen sollte.

Aufstehen, frühstücken, zahlen, dann fuhr mich der Wirt zum Flughafen Eros. Auf der Fahrt wurde ich belehrt, daß der Name „Frijdom Flughafen“ nicht gerne gehört wird, sondern als der Internationale Flughafen bezeichnet werden soll. Mir wurde klar, daß immer noch eine Abneigung gegen die Kapholländer und Engländer vorhanden ist, während die Deutschen respektiert werden. Am Flughafen angekommen, glaubte ich zunächst, daß ich der einzige Passagier nach Swakopmund sein würde, aber dieser Glaube hielt nur so lange, bis ein Bus siebzehn Japanerinnen und Japanern auslud. Da stand ich nun wie ein Riese zwischen diesen kleinen Menschen, und mir wurde fast schwindlig, weil sie sich dauernd verbeugten und fortwährend „weng, weng, weng, weng“ sagten. Ich ging etwas beiseite und genoß den Ausblick auf die in der Ferne durch Berge begrenzte Dornbuschsavanne. Die Japaner hatten eine Unmenge Gepäckstücke dabei, so daß zu guter letzt das Flugzeug nochmals umgeladen werden mußte. Krumm wie eine Sichel bewegte ich mich nach hinten durch den niedrigen Innengang zu meinen Platz, was bei den Japa-

nern in den Sitzreihen wieder viele „weng weng weng“ auslöste. Kein Zweifel, ich war gemeint. Die einen sind klein – die andern sind groß.

Durch das Bullauge blickte ich auf das weite, unbewohnte Land und bald hatten wir die Wüste unter uns. Nach einer dreiviertel Stunde erreichten wir Swakopmund. Ich sollte als erster aussteigen. Auf englisch wurde erklärt, daß dies nötig sei, damit die kleine Maschine nicht umfällt. Die Japaner konnten diese Anweisung nicht verstehen, aber mit Handzeichen und meinem : at first I and than the others from behind, klappte es. Der Kapitän nickte wohlwollend und sagte: see you again.

Horst Feucht empfing mich an der Gangway. Bald waren auch die Koffer aus dem Flugzeug geholt und abging es in einem neuen VW-Bus durch Swakopmunds Mitte. Im Haus von Feuchts bezog ich die Einliegerwohnung und hatte einen schönen Blick auf viele Palmen. Leider gestattete mir die Gartenmauer keine Sicht auf das Meer, das unwahrscheinlich stark rauschte. Der Himmel war stahlblau, was in Swakopmund selten der Fall ist; denn es ist ja wegen seines Nebels bekannt.

Als Begrüßungstrunk gab es einen selbstgebrauten Saft aus wilden Pflaumen, ein Produkt ihrer Farm Heidelberg, die das Farmerehepaar jetzt dem Sohn Wilfried übergeben hat. Der Geschmack ist vielleicht am ehesten mit Sauerkirschsaft vergleichbar, aber eben doch afrikanisch.

Nach dem Mittagessen: Rinderbraten mit Reis und Salat und als Nachtisch Schokoladenpudding mit Vanillesauce, stellte sich heraus, daß der Mittagsschlaf bei den ehemaligen Farmern noch immer eine gute Gewohnheit war, und ich zog mich zurück. Horst hatte

mir ein Buch über die Geschichte Deutschsüdwests auf den Nachttisch gelegt, in dem ich noch eine Weile schmökerte, bevor ich einschlief.

Am Nachmittag fuhr Horst mich durch das neue Swakopmund mit seinen vielen z.T. exzentrischen Neubauten. Weiter ging es auf der Pad zu den Salzpflanzen und den Salzhügeln, die denen in Walfischbay nicht unähnlich sind. Nach einigen weiteren Kilometern waren wir dann bei den Flamingos. Horst meinte, es seien nicht viele, obwohl es weit über hundert waren, die majestätisch im Sonnenlicht dahinschritten. Plötzlich flogen zehn bis zwanzig auf, und das Rot ihres Untergefieders leuchtete zu uns herunter.

Auf dem Heimweg besuchten wir auf dem Friedhof das Grab meines Freundes Klaus Mais-Rische. Ein Jahr nach dem tragischen Tod seiner Tochter, hat auch ihn die Malaria allzu früh aus unserer Mitte gerissen. Sein selbstloser Einsatz in der Ombilistiftung wird nicht nur mir, sondern auch den anderen Farmern, die sich für eine lebenswerte Zukunft der Buschmänner einsetzen, ein wegweisendes Vorbild bleiben.

Zurück im Haus genossen wir den Wildpflaumentrank als Sundowner, mit Blick auf Palmen und Meer, spazierten dann noch auf dem neu angelegten Strandweg, der von herrlichen Blumenrabatten gesäumt wird und sahen uns nach dem Abendessen den Vidoefilm von Sohn Bernds Hochzeit mit Ute, der Tochter eines südafrikanischen Physikprofessors, an. Ich konnte mich überzeugen, daß Bernd, der in Mosbach ein halbes Jahr lang verschiedene Praktika abgeleistet hat und uns sehr nahe steht, ein überaus glücklicher Bräutigam war. Ein ereignisreicher, langer Tag ging zu Ende, und müde sank ich ins Bett.

Vom Rost und von der Nächstenliebe

Der Einsatz aller meiner Freunde und Bekannten in Namibia, für die Entwicklung ihres jungen Landes, hält sie dauernd in Bewegung, Untätigkeit ist ihnen fremd. Dabei erinnere ich mich an einen Segeltörn mit meinen Tettninger Freunden und vor allem an meinen Kapitän und Bootskeeper Gustl Locher. Ich saß gemütlich im Heck des Schiffes, wohl versorgt mit einem Bier und einem Buch, das aber mehr der Dekoration diene. Ich sinnierte so und betrachtete Gustl, wie er emsig und liebevoll alle Metallteile der Reling, Klampen und alles was sonst noch glänzen sollte, mit einem Putz- und Schutzmittel einrieb. Da schoß es mir durch den Kopf: wer rastet, der rostet! Gustl will sein Boot lange erhalten. Na klar! Wenn erst einmal der Rostprozeß eingesetzt hat, wird es sehr schwer. Auch meine liebe Frau rät mir immer, mich körperlich zu betätigen, um nicht einzurosten. Man könne das Alter dann besser ertragen. Ich finde, dies gilt auch für den Geist. Gedanken ordnen, sich mit sich selbst auseinandersetzen, wissen wer man ist und sich annehmen.

Ich denke an einen Vortrag von Dekan Dewald im Lionsclub vor mindestens zehn Jahren, der mich zum ersten Mal mit dem zweiten Teil des christlichen Liebesgebotes konfrontierte: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. Ich habe die Gelegenheit der Verlobung meiner Tochter Ute genutzt, meine Gedanken darüber darzulegen. Christel meinte damals, ich predigte wie ein Pfarrer, aber ich finde das Ganze für mich so wichtig, daß ich diese Rede mit in den Urlaub genommen habe und sie hier einfügen möchte. Damals

brachte ich zum Ausdruck, daß das Fest meiner Tochter mir Gelegenheit gibt, meinen Kindern etwas klarzumachen, was mich immer wieder beschäftigt hat.

„Einige der hier Anwesenden wissen, daß ich mir oft Gewissensbisse gemacht habe, ob die Art der Erziehung meiner Kinder richtig war – vor allem für die Zukunft der Kinder richtig war. Man kann wohl nicht abstreiten, daß unsere derzeitige gesellschaftliche Situation durch einen massiven Ellenbogenegoismus geprägt ist.

Heute kann ich sagen, daß ich davon sogar überzeugt bin, daß wir richtig gehandelt haben. Was haben wir in unserer Erziehung versucht? Durch Konsequenz und Vorbild, die menschlichen Grundwerte vorzuleben, die begründet liegen in unserer Religion. Wir versuchten unsere Kinder zu Menschen zu erziehen, die sich zum Ziel setzen sollen, durch eigenes bewußtes Tun und Handeln, anderen mehr Lebensqualität zu bringen.

In unserer Welt, auch in unserer Umgebung, erfahren wir die Übermacht des Negativen. Es wird viel geschimpft, viele sind verbittert und unzufrieden. Dabei wird auch sehr oft die Schuld auf andere abgeschoben. Diese Übermacht des Negativen ist aber nicht nur in unserer Umgebung. Sie greift immer wieder Platz in unserem eigenen Leben. Wer negative Gedanken hegt und pflegt, der schadet seinem eigenen Leben, der verletzt sein eigenes Innerstes, der verwundet sich selbst, und der zerstört in seinem Innersten echte Selbstliebe. Das Wort Selbstliebe hat sicherlich einen negativen Beigeschmack, vor allem dann, wenn man es mit Selbstsucht verwechselt. Ein intensives Eingehen auf das Hauptgebot jedoch beseitigt diese Zweifel. Auf die Frage eines Gesetzeslehrers, welches das größte Gebot im Gesetz sei, antwortete Jesu: Du sollst den Herrn, Deinen

Gott, lieben, aus Deinem ganzen Herzen. Dies ist das größte und erste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. Diese Worte klingen in unseren Ohren so bekannt, daß sie nichts Aufrüttelndes mehr an sich haben und an den letzten Teil, wie Dich selbst, wird selten ein Gedanke verschwendet. Uns selbst lieben zu dürfen haben wir nicht gelernt. Diese Selbstliebe oder sagen wir die Selbstannahme ist das Schlüsselwort. Nur wer sich selbst annimmt, ist in der Lage, anderen mehr Lebensqualität zu geben. Ich bin überzeugt, daß die Fähigkeit der Selbstannahme durch die Erziehung der Eltern ermöglicht wird. Es geht im Grunde darum, meine innere Grundstimmung zu verändern. Es gilt zu lernen, zu sich selber Ja zu sagen. Auf jeden Fall darf ich nicht warten, bis jemand mich aus meinem seelischen Tief herausholt. Ich muß mich selber öffnen und regen. Und je mehr ich mich selber kennengelernt habe weiß ich auch, was mir persönlich Freude macht. Freude, die meine Grundstimmung vom Negativen zum Positiven verändert. Freude machen kann mir ein Musikstück, ein Bild, ganz schlicht eine Blume, ein Baum, eine Wiese. Bei Romano Guardini habe ich gelesen, an der Wurzel von allem liegt der Akt, durch den ich mich selbst annehme. Ich soll damit einverstanden sein, der zu sein der ich bin. Einverstanden, die Eigenschaften zu haben, die ich habe. Einverstanden zu sein, in den Grenzen zu stehen, die mir gezogen sind. Die Klarheit und Tapferkeit dieser Annahme bildet die Grundlage allen Existierens. Damit haben wir es mit zwei wichtigen Erkenntnissen zu tun. Einerseits ist die Selbstannahme die Grundlage allen Existierens. Andererseits wird niemand mit der Fähigkeit zur Selbstannahme geboren. Jeder wird sich fragen müssen, habe

ich mich selbst voll und ganz angenommen mit meinen Gaben, mit meinen Grenzen, mit meinen Gefahren, mit meiner Krankheit? Habe ich meine Lebensgeschichte angenommen, mein Geschlecht, mein Lebensalter? Bei Novalis habe ich auch einmal gelesen, nur insofern der Mensch mit sich selbst eine glückliche Ehe führt, ist er überhaupt ehe- und familienfähig. Ich muß mich also selber mögen, sonst kann ich andere nicht mögen. Diese Selbstannahme ist der Einstieg in den Reifeprozess der Nächstenliebe. Je mehr es mir gelingt mich selber anzunehmen, um so mehr wird es mir gelingen, auch die Mitmenschen anzunehmen. Die Selbstannahme ist also keine bloße auf das Ich gerichtete Einstellung. Sie weist von vornherein über das eigene Ich hinaus auf das Du und das Wir. Ich komme dabei zu dem Schluß, daß die fundamentale Trennung unter den Menschen, der Riß durch die Menschheit zwischen denen geht, die nur um sich selbst kreisen und jenen, die gemeinschaftlich verantwortlich denken und leben.“

Swakopmund 2. Teil

Am nächsten Morgen – es ist schon Freitag – fuhren wir nach dem Frühstück zum Einkaufen ins Städtchen. Anschließend schlenderte ich allein durch die Straßen. Heinz Rehag, mit dem wir früher Ausflüge in die Wüste gemacht hatten, und den ich besuchen wollte, war zwar nicht da, aber ich erfuhr, daß er keine Touren mehr macht. Zwei weitere Bücher über die Geschichte von „Südwest“ wechselten für meine Weiterbildung den Besitzer, bevor ich das Wörmannhaus besuchte und mir im Museum die alten Bilder von Swakopmund ansah. Im Strandhotel erfrischte mich anschließend ein Bier zum Frühschoppen.

Nach dem Mittagessen bei Feuchts – viel Seehecht und eine Menge Kartoffeln mit Leipziger Allerlei – wurde wieder Siesta gehalten. Meine Bücher über „Südwest“ verlockten mich vor dem Einschlafen noch zu einer Lesestunde. Ich war zwar nie eine ausgesprochene Leseratte, zumal ich früher dabei leicht eingeschlafen bin, doch die freie Zeit dazu, finde ich jetzt wunderbar.

Am Nachmittag erzählt Horst vom Farmen und den Schwarzen. Ich speichere alles, um mein Bild vom Leben in diesem Land immer wieder zu erweitern. Als wir nach einer zweistündigen Wanderung am Meer heimkommen, muß das Nachtessen noch etwas warten; denn ein altes Farmerehepaar ist zu Besuch gekommen. Auch hier die bekannten Sorgen – nur aus einem anderen Munde. Die vielen neuen Eindrücke und Spaziergänge den Tag über, hatten mich müde gemacht, und ich verabschiedete mich schon

kurz nach 21 Uhr auf mein Zimmer. Nach meinen Tagesnotizen und ein paar weiterem Seiten aus meinen Geschichtsbüchern, bin ich dann gut eingeschlafen.

Es ist nun Samstagmorgen, Horst hatte schon Brötchen geholt und das Frühstück stand bereit. Es war auch wieder Zeit, für einen Anruf zu Hause. Christel berichtete mir, daß daheim alles zum Besten stehe, in Mosbach Schnee läge und das erwartete Enkelkind von Tochter Ute immer noch nicht angekommen sei.

Nach einem Einkauf in der Stadt, fuhren Horst und ich noch ca. dreißig Kilometer in die Wüste, den Swakopriver hoch. Wir begutachteten die alten Sportanlagen von Rössing und machten einen Abstecher zum Golfplatz. Ein grüner Flecken in brauner Einöde. Vielleicht spiele ich hier noch einmal eine Runde. Es ist schon erstaunlich, was Menschen so alles bauen. Mitten in der Wüste standen wir plötzlich vor einem prächtigen Schloß, das einmal als Hotel dienen sollte. Etwas später kamen wir an einer neuen Staußenfarm vorbei, die 1991 angelegt worden war. Drei Strauße liefen herum, aber ein Anwesen, so großartig, wie ich mir alte ostpreußische Rittergüter vorstelle.

In Swakopmund zurück, ließ ich mich am Postamt absetzen, schlenderte zum Kaffee Anton, am Kriegerdenkmal vorbei Richtung Strand und besuchte noch einmal das Museum, wo ich immer wieder Interessantes und Neues entdeckte. Zum Essen fand ich mich wieder bei Feuchts ein und genoß ein herrliches Gulasch aus eigener Produktion mit selbstgemachten Spätzle aus dem Spätzleschwab. Nach einer kurzen Mittagsruhe besuchte ich mit Horst das Seeaquarium, wo um 15 Uhr die Fischfütterung beobachtet werden kann. Eine

sehr gut gemachte und empfehlenswerte Schau für jeden Besucher.

Auf dem Rückweg streiften wir kreuz und quer durch das Schwarzenviertel Swakopmunds. Teilweise sind auch hier schon neue, ansehnliche Wohnanlagen entstanden, doch viele Winkel gleichen nach wie vor den Slums in allen Städten der Dritten Welt.

Gisela erwartete uns zu Hause mit selbstgebackenem Kuchen und Kaffee. Danach zog ich mich zum Lesen zurück, während Horst das Auto für die morgige große Fahrt in den Norden rüstete. Ein Besuch brachte noch ein Paket, das wir nach Tsumeb mitnehmen sollten. Vor dem Einschlafen habe ich noch lange in der Geschichte Namibias, d.h. Deutsch-Südwestafrikas geschmökert.

Von den Schwierigkeiten mit der Geschichte

Immer wieder kommt die Diskussion über das Verhältnis der Deutschstämmigen im Lande zu Namibia auf, und wie die Nachfahren der Siedler heute in Deutschland eingeschätzt werden. Aus Sicht der hier geborenen und aufgewachsenen Menschen, die sich immer noch der deutschen Sprache und Kultur zugehörig fühlen, ist es erschreckend, wie leichtfertig unsere Medien und die Redakteure in Fernsehfilmen die Mehrzahl dieser Volksgruppe in eine nationalistische Ecke stellen wollen.

Aus dem Lauf der Geschichte in Deutschland, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in einem menschenverachtendem System gipfelte, das auch vor der Ausrottung angeblich rassistisch minderwertiger Bevölkerungsgruppen nicht zurückschreckte, mag es ja verständlich sein, daß bei uns jede nationale Regung mit dem Stempel des Nationalsozialismus gebrandmarkt wird; aber die Deutschen im ehemaligen Deutsch-Südwest haben diese Entwicklung nach dem ersten Weltkrieg gar nicht mehr mitgemacht und die Ereignisse in Europa nur aus der Ferne und unter südafrikanischer Mandatsherrschaft mitbekommen.

Hier hat sich allenfalls ein Deutsch-Nationaler Geist erhalten, der in der fernen Heimat, von der Reichsgründung bis in die Weimarer Zeit, breiteste Schichten der Bevölkerung geprägt hat, und der sicher auch die Gegner Hitlers erfüllte, die heute in der Bundesrepublik, als Märtyrer des Widerstandes, in hohem Ansehen stehen.



Buschmannfrau.



Buschmann.

Bild 17

Deshalb nun eine kleine geschichtliche Abschweifung, aus dem von mir nachgelesenem und den Gesprächen, die ich in Namibia geführt habe.

Bevor deutsche Kaufleute und Soldaten an diesem unwirtlichen Küstenstreifen Südwest Afrikas landeten, lieferten sich verfeindete Stämme schon länger erbitterte Kleinkriege. Dabei – wem gehörte das Land eigentlich? Es sind und bleiben die Buschmänner, die das Land als Nomaden durchstreiften und aufgrund ihrer Anpassungsfähigkeit auch die heißesten Sommer in der Kalahari überleben konnten. Als dann die schwarzen Viehzüchter und Ackerbauern aus dem Norden Afrikas in dies Land vorstießen und die weißen kapholländischen Viehzüchter aus dem Süden, bedienten sich die Buschmänner, wie ihre Jagdkonkurrenz der Löwe, aus den Herden dieser Viehzüchter. Dafür wur-



Bild 18 Junger Herero

den sie Freiwild für Weiß und Schwarz und entgingen ihrer totalen Ausrottung nur knapp. Heute leben in Namibia vielleicht noch 25.000 Saan. Im Jahr 1970 war auch ein Buschmann im Ministerrat. Als sich einmal Schwarz und Weiß über Landbesitzrechte stritten, sagte er: „Wenn man es genau nimmt, gehört das ganze Land ursprünglich uns, aber wir bestehen nicht darauf.“

Im fruchtbaren Norden siedelten sich die Bantuvölker an, Ovambos und Kavangos. Aus Zentralafrika kamen die hochgewachsenen Herero, die seit jeher als kriegerisch bekannt sind. Sie zogen ziemlich weit nach Süden, bis sie auf die Hottentotten stießen, mit denen sie sich hundert Jahre lang erbitterte Gefechte lieferten. Die Herero besetzten schließlich das Zentrum des Landes mit den heißen Quellen in der Gegend von Windhuk und auch weite Teile des Südens. Dr. Heinrich Vedder, einer der ersten Historiker des alten Südwestafrika, beschreibt dies so: *„Nun galt es für die Besitzer eines so großen Gebietes, die lästigen Ureinwohner, nämlich die Hottentotten und Damara zu beseitigen. Wo man ihrer habhaft werden konnte, tat man gründliche Arbeit. Wo Hererohirten auf Damara stießen gab es ein blutiges Gemetzel. Wer ihnen zuwider war, den erschlugen sie.“*

Sein narratives Geschichtswerk, Das alte Südwestafrika, gehört zu den Standardbüchern einer Hausbibliothek in Namibia.

Nach 1820 begann für die sieggewohnten Herero das Verhängnis. Aus dem Kapland kam eine Erobererhorde Hottentotten unter Jager Afrikaner, der seine Truppe mit Gewehren ausgerüstet hatte, die weiße Händler ihm verkauft hatten. Raubend und mordend durchzog



Hottentott.



Hottentottenfrau.



Bild 20 Jan Jonker Afrikaaner

die Bande das Land. Sein Sohn Jonker Afrikaner hatte größere Pläne, er unterwarf sich alle Hottentottenstämme und bekämpfte die Herero, raubte deren Herden und drückte sie bis weit hinter Okahandja zurück. Er gründete die Siedlung Windhuk und ließ sich dort mit seinem Stamm nieder.

Ab 1840 kamen lutherische Missionare der Rheinischen Mission ins Land, und Jonker Afrikaner nahm sie freundlich als Lehrer auf. Die Herero unterwarfen sich Jonker, und ein Häuptlingssohn der Herero, Maharero, wurde als Geisel gestellt. Dadurch gab es kurzfristig Frieden. Bevor Jonker Afrikaner seinen Plan, jetzt auch die Ovambos im Norden zu unterwerfen, ausführen konnte, starb er. Maharero war vorher geflohen und inzwischen Oberhäuptling der Herero geworden. Auch er besorgte Gewehre, bewaffnete seine Männer



Bild 21 Adolf Lüderitz und Heinrich Vogelsang

und die Herero begannen den Gegenangriff. Jonker Afrikaners Nachfolger als Häuptling der Hottentotten wurde Hendrik Witbooi.

Dieser Streit und seine blutigen Gemetzel wurden erst 1892 durch den Einsatz einer deutschen Schutztruppe unter Hauptmann von Francois beendet.

Die Vorgeschichte dieses eher zögerlichen Eingreifens des Deutschen Reiches im südlichen Afrika, ist eng verbunden mit den politischen Problemen der Reichsgründung. Preußen und später das neue Kaiserreich hatten zunächst wenig Interesse an diesem kargen Wüstenlandstrich, bis das neu aufkommende „Weltmachtgefühl“ auch für Deutschland nach Kolonien verlangte.

Die ersten Deutschen in Südwestafrika waren Missionare, die 1868 den Preußischen König baten, ihr

Leben und Wirken unter den Schutz preußischer Waffen zu stellen. Bismarck hatte als Kanzler aber andere Probleme und verwies die Missionare an England. Von kostspieligen Unternehmen in Übersee hielt der spätere Reichskanzler nichts. Er wollte die Erschließung dieser Gebiete vielmehr privater Initiative überlassen. Doch die Reichsgründung rief andere Kräfte auf den Plan.

1882 gründete sich in Frankfurt ein privater Kolonialverein. Am 10. April 1883 landete in der damaligen Bucht von Angra Pequena (später Lüderitzbucht) eine Abordnung des Kaufherrn Adolf Lüderitz. Dieser Erbe einer angesehenen Tabakhandelsfirma in Bremen, hatte seine Handelsaktivitäten entlang der Westküste Afrikas ausgeweitet und wollte, zum Schutz seiner wichtigsten Niederlassung in Südwestafrika, die Bucht erwerben. Seine Abgeordneten suchten im Landesinneren den Hottentottenhäuptling Josef Friedrichs auf und erwarben vom ihm die Bucht und ein paar Quadratmeter Sand und Steine für 100 Pfund und 200 Gewehre. Außerdem kauften sie ihm den Wüsten-Küstenstreifen bis zum Oranjefluß im Süden für den Gesamtpreis von 500 Pfund und 600 Gewehren ab. Im deutschen Fernsehen hört sich das dann so an: "Die kaiserliche Regierung hat ganz Südwestafrika einem Häuptling für ein paar Gewehre abgekauft." Inzwischen entbrannte ein diplomatischer Krieg zwischen England und Deutschland. Bismarck gab widerwillig seinen Gedanken der privaten Erschließung auf und stellte wegen der Drohungen aus England 1884 Südwestafrika unter den Schutz des Deutschen Reiches. Der „Vater“ der ersten deutschen Kolonie, Adolf Lüderitz, ist übrigens bei einer Forschungsfahrt in der



Bild 22 Hendrik Witbooi und Samuel Maharero

Oranjemündung am 24. Oktober 1886, im Alter von zweiundfünfzig Jahren, verschollen.

Als erster Reichskommissar wurde Dr. Göring, der Vater des späteren Reichsmarschalls im Dritten Reich, in die neue Kolonie entsandt. Er war ein friedliebender Mensch, der sich beständig bemühte, den Streit zwischen den Herero und Hottentotten zu besänftigen. Die Herero stellten sich unter den Schutz des deutschen Kaisers. Als die Hottentotten unter Witbooi die Herero bei Okahandja überfielen, bestand Görings Amtstätigkeit des Schutzes in dieser blutigen Schlacht lediglich darin, den verwundeten Herero die Gewehrkugeln herauszuschneiden zu lassen. Dies verstand Maharero allerdings nicht als Schutz und beschwerte sich. Schwer entschied sich Bismarck, eine Schutztruppe von 25 Mann abzusenden. Als dies nichts nützte, wurde Göring abbe-



Bild 23 Karl von Francois

rufen und Karl von Francois kam mit einer Privatarmee von 30 Soldaten, im Auftrag des Deutschen Reiches, nach Südwestafrika. Witbooi attackierte die Herero weiter, und Francois ergriff nun die Initiative. Das Hauptlager der Hottentotten in Hornkranz wurde zerstört und Witbooi in die Flucht geschlagen. Dies liest sich heute in einer neuen Kolonialgeschichte so: „1892 überfiel die Schutztruppe die Witbooi-Niederlassung.“ Francois wollte lediglich seinem Auftrag – die Herero zu schützen – gerecht werden.

Zugleich sollte man wissen, daß den weißen Händlern verboten wurde, Waffen an die verfeindeten Eingeborenengruppen zu verkaufen. Witbooi hatte darüber allerdings andere Ansichten: *die weißen Händler sind uns von Gott gesandt, um uns Gewehre und Munition zu verkaufen.*

Nicht durch Verhandlungen, sondern durch einen erneuten Schlag des inzwischen eingetroffenen Major Leutwein gegen Witbooi, in der Schlacht in der Naukluft, gab es Ruhe. Der deutsche Gouverneur hatte edle Ziele. *„Von folgenden Grundsätzen aus muß der Eingeborenenfrage zuleibe gegangen werden. Die Eingeborenen müssen nützliche Mitglieder eines Wirtschaftskörpers werden. Deshalb ist ihnen alles zu gewähren, dessen sie für Leben, Gesundheit und Vermehrung ihres Erwerbes bedürfen. Alles was der Kulturstufe der Eingeborenen dient muß gewährt werden. Sie müssen dann*

ihrem Kulturstand entsprechend behandelt werden.“ Im Jahre 1903 wurde eine Kreditverordnung erlassen, die besagte, daß alle Schulden nach 1904 verfallen sollten. Leutwein hatte beobachtet, daß sich die Herero immer mehr verschuldeten. Der amtierende Häuptling Samuel Maharero, dessen bedeutenderer Vater 1890 gestorben war, dem Kraft seines Amtes alles Hererogelände gehörte, verkaufte viel Weideland an weiße Siedler, meistens nur gegen Schnaps und Geld. Es wird berichtet, daß er ein notorischer Säufer war. Seinen Leuten versicherte er: „Das holen wir uns alles wieder zurück.“ Durch die Kreditverordnung wollte Leutwein die Händler zwingen, nichts mehr gegen Kredit zu verkaufen. Aber die Höhe der Außenstände muß hoch gewesen sein, die Händler bangten um ihr Geld und begannen ihre Kredite einzutreiben.

Ausgerechnet als die deutsche Schutztruppe im Süden gegen die Feinde der Herero kämpfte, fielen Herero über deutsche Siedler her, massakrierten hunderte von Männern, mehrere Frauen und Kinder. Dieser Aufstand der Herero wurde mit einer massiven Vergeltung beantwortet, die bis heute einen Schatten auf die Kolonialmacht Deutschland wirft.

Der deutsche Kaiser schickte eine starke Truppe unter Führung von Generalleutnant von Trotha, der den Herero die entscheidende Schlacht am Waterberg lieferte und sie in die Sandwüste der Kalahari trieb, wo ein großer Teil des Stammes elendig verdurstete. Von Trotha gebrauchte kernige Worte: *Jeder Herero, ob bewaffnet oder*



Bild 24 Lothar von Trotha



Bild 25 Kriegsgefangene Herero

nicht, wird erschossen. Sie haben in diesem Lande nichts mehr zu suchen. Die Schlacht um den Waterberg aber mit der Judenvernichtung zu vergleichen, wie geschehen, ist historisch ebenso falsch, wie für die jüdischen Opfer beleidigend. Der Befehl von Trothas wurde vom Kaiser sofort widerrufen. In einer Reichstagserklärung heißt es: wir sind nicht so grausam und dumm zu glauben, daß man diese halbverdursteten, hungernden Herero zusammenschießen sollte. Es darf keine Vernichtung der Eingeborenen geben. Trotha wurde zwar sofort abberufen, aber der Hereroaufstand konnte erst 1907 endgültig unterdrückt werden.

Von 1907 bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges blühte das Land auf. Der Bahnbau wurde abgeschlossen. Autostraßen entstanden und ein Telegraphennetz wurde aufgebaut. Aus dem ehemals blutigen wurde ein modernes Land. Der erste Diamantenfund südlich von Lüderitzbucht, im Jahre 1908, hatte den letzten ent-

scheidenden Anstoß gegeben.

1915 setzte Burengeneral Botha aus Südafrika 60.000 Soldaten, als Militärhilfe für England, gegen die 3.497 Mann starke deutsche Schutztruppe in Marsch. Mit der Kapitulation der Deutschen, am 9. Juli 1915, endete hier der erste Weltkrieg, und damit auch die Kolonie Deutsch-Südwestafrika.

1920 erhielt die Südafrikanische Union, das bis dahin nominell deutsche Gebiet, als C-Mandat über Großbritannien vom Völkerbund offiziell zugesprochen. Regierungschef Smuts triumphierte: Mandat bedeutet Annexion. Tausende von Buren siedelten daraufhin über nach Südwest.

Das Fazit, das ich aus diesen Betrachtungen ziehen möchte, die ich in historischen Berichten gelesen und mit den lebenden Farmern besprochen habe, ist, daß



Bild 26 Kapitulation der deutschen Schutztruppe 1915 bei Tsumeb

wir Deutschen uns unserer Kolonialpolitik weniger schämen müssen als andere europäische Staaten. Die grausamen Befreiungskriege der afrikanischen Kolonien in der Mitte unseres Jahrhunderts sind Deutschland erspart geblieben. Dies kommt uns heute bei unseren Hilfsbemühungen sehr zugute.

Fahrt in den Norden

Zehn Minuten vor sieben brachte mir Horst eine Tasse Kaffee und Punkt sieben war alles zur Abreise fertig. Wir durchfuhren die Namib und erreichten nach ca. fünfzig Kilometern die Rössing-Mine, wo uns ein starker Nebel auf mehreren Kilometern fast jede Sicht nahm. Plötzlich brannte die Sonne wieder unbarmherzig. Auch diese karge Gegend war eingezäunt. Es war Farmland, wenn auch kein Halm weit und breit zu sehen war. Bald kamen wir nach Usakos und bewunderten die Hauptattraktion der Gegend, eine alte Dampflokomotive. An diesem Sonntag lag der bedeutende Ort – wenngleich nicht größer als Nüstenbach – wie ausgestorben vor uns.

In der Ferne kamen Wolken auf. Gisela und Horst erstrahlten, denn der Wind trieb diese Boten des Regens auch genau in die richtige Richtung. Nach Karibib gab es Kaffee, und nur der Schatten einer Akazie, die mit Webervögelnestern übersät war, aus denen die Vögel ein- und ausflogen, machte die Hitze etwas erträglicher. Ich beobachtete eine Biene und entdeckte dabei eine blühende Distel, auf der sie sich niederließ. Die Blüten waren nur wenig mehr als einen Millimeter groß und ohne aufmerksames Hinsehen kaum auszumachen. Gisela meinte, daß die Menschen bei den früheren Fahrten mit den Ochsenwagen viel intensiver auf diese kleinen Wunder der Natur geachtet hätten. Die Wolken wurden immer schwerer. Große weiße Haufen, die wie Schlachtschiffe ruhig dalagen, und Horst war optimistisch, daß es bald regnen würde.

Kurz vor eins erreichten wir das Minenhotel in Tsu-meb, wo uns Wilfried, der Sohn von Horst und Gisela erwartete. Das gezapfte kühle Bier schmeckte vorzüglich, und die Portionen Leber, die uns zum Essen serviert wurden, waren beim besten Willen nicht zu schaffen. Selbst Giselas halbe Portion hätte bei uns zu Hause für zwei oder drei Personen gereicht, und ich glaube es wäre noch etwas übrig geblieben.

Nach dem Essen brachen wir zur Farm Heidelberg auf, wo nur eine kurze Ruhepause verblieb, bis Frau Badstieber eintraf. Frau Badstieber, eine ehemalige Fachberaterin aus Baumgartsbrunn, betreute jetzt ein Entwicklungsprogramm der Regierung in dieser Gegend, das mit deutschen Entwicklungsgeldern unterstützt wird. Horst hatte sie sozusagen als Nachbarin eingeladen, und natürlich war es für uns alle interessant, etwas aus ihrer jetzigen Arbeit zu erfahren.

Die Unterschiede zwischen staatlichen Entwicklungsprogrammen und den privaten Initiativen wie z. B. der Ombilistiftung, sind doch sehr auffällig, und so war der Bericht von Frau Badstieber nicht nur wenig erfreulich, sondern zum großen Teil erschreckend.

Es regnete immer noch nicht und wir machten einen Spaziergang auf dem Farmgelände. Gegen achtzehn Uhr kam Reinhard Friedrichs, um mich zu meiner nächsten Etappe abzuholen. Inzwischen hatte es angefangen, leicht zu regnen, doch Reinhard meinte, es tröpfele bloß. Aufmerksam beobachtete er die Regenstriche und stellte fest, wer seiner Kollegen etwas Regen bekäme. Auch für sich war er guter Hoffnung. Links und rechts unseres Fahrweges wurde das Weideland besser und die Bäume höher, viele Palmen und sogar Nußbäume. Reinhard erzählte mir im Auto viel über

die Buschmänner und von seinem Projekt, einem Lehrpfad für Touristen, wo an Stationen die Gebräuche und Lebensbedingungen der Ureinwohner anschaulich nachgestellt sind. Es ging über eine reine Pad ca. neunzig Kilometer nach Norden und kurz nach zwanzig Uhr hatten wir seine Farm erreicht. Ich hatte zwar keinen Hunger mehr, habe aber doch aus Anstand von dem Kartoffel-Fisch-Auflauf gegessen, der nebenbei bemerkt sehr gut war. Wir unterhielten uns noch sehr lange über Entwicklungspolitik, wobei sich meine Überzeugung – seit der Begegnung mit den Bleks und ihrem Projekt Baumgartsbrunn –, daß sinnvolle Entwicklungshilfe nur über die Ausbildung der Jugend laufen kann, immer wieder bestätigte. Alle Neuigkeiten, die ich von Reinhard über Ombili erfuhr, waren zudem noch sehr erfreulich.

Im Bett genoß ich die absolute Ruhe meiner Umgebung. Nur ab und zu unterbrach das Blöken eines Rindes oder der Ruf eines Käuzchens die Totenstille. Es ist erstaunlich, wie man Stille hören kann.

Am nächsten Morgen frühstückte ich mit der Hausfrau gegen acht Uhr, und sie erzählte von den Beschwerden einer Farmersfrau. Danach duschte ich und pflegte ausgiebig meinen Körper. Reinhard war zu einer Bauernversammlung nach Outjo gefahren, wo die Proteste gegen die geplante Schließung des Schlachthofes besprochen werden sollten. Ich machte mich unterdessen daran, meinen Dank an die Spender abzustatten, die anlässlich meines sechzigsten Geburtstages, an Stelle von teuren, überflüssigen Geschenken, Geld für Ombili gestiftet hatten. Schulkinder von Ombili hatten für mich gemalte Danksagungskarten vorbereitet, die ich jetzt mit einem persönlichen Gruß verschicken

wollte. Die Arbeit ging gut voran, nur der kleine zahme Papagei im Zimmer hatte meinen Kugelschreiber als Spielzeug ausersehen und schnäbelte daran herum. Schließlich klaute er die Briefmarken und verschleppte die Kuverts.

Meine Schreibtätigkeit unterbrach ich durch einen ausgedehnten Spaziergang in dem großen Farmgarten, der rund um das Haus angelegt ist. Der reiche Baumbestand und die sorgsame, liebevolle Pflege, die man dem Garten ansehen kann, ist nur zu bewundern. Zu meiner großen Freude gab es zum Essen gedämpfte Omajuvas. Diese wohlschmeckenden und seltenen Pilze wachsen nur auf Termitenhügeln. Nach dem Mittagsschlaf schrieb ich weiter an meinen Danksagungen und hatte gegen siebzehn Uhr tatsächlich die hundertste geschafft. Das Werk war gerade beendet, als Reinhard von seiner Versammlung zurückkam.

Mit dem Landrover brachen wir dann zu einer Besichtigungstour über seine Farm auf, und ich war von dem stattlichen Anwesen sehr beeindruckt. Reinhard klagte zwar über die Verbuschung der Landschaft, aber ich fand sie lange nicht so weit fortgeschritten, wie auf anderen Farmen. Schöne weite Wiesenflächen, von zwei Tümpeln unterbrochen, auf denen sich Wildenten tummelten, auch ein Adler hatte sich eingestellt. Während ich neugierig die vielen unbekannten Pflanzen bewunderte, kreuzte eine Kudufamilie unseren Weg. Wir sahen auch Teufelskrallen und Reinhard zeigte mir Knollen verschiedener Pflanzen, die von den Buschleuten gegessen werden.

Nach dem Abendessen diskutierten wir noch lange über Schwachstellen bei Ombili, das aber insgesamt gesehen ein ganz phantastisches Unternehmen dar-

stellt und nun auch zu einem Musterprojekt der Regierung aufgestiegen ist. Wer hätte das gedacht! Wir können stolz sein, hier etwas beigetragen zu haben.

Den ganzen Tag hatten Wolken über dem Land gelegen und Reinhard meinte auf der Fahrt: „Ich bin sicher, daß es noch Regen gibt.“ Tatsächlich! Die Nacht über regnete es sehr stark, und die gute Laune am nächsten Morgen entsprach der segensreichen Niederschlagsmenge von einunddreißig Millimetern. Ab neun Uhr klingelte das Telefon und die Wassermengen wurden besprochen. Die Nachbarfarm, vier Kilometer entfernt, hatte es nur auf zwölf Millimeter gebracht, doch auf Reinhard's zweiter Farm, die fünfzehn Kilometer weiter liegt, waren es wieder zweiundzwanzig. Man sieht daraus, wie unterschiedlich der Himmel seinen Segen verteilt.

Der Buschmannpfad

Namibia ist ein Land, in dem der Tourismus noch eine sehr große Rolle spielen wird und auch heute schon ein wichtiger Wirtschaftsfaktor ist. Die älteste Wüste dieser Erde, die Namib, mit ihren bis zu dreihundert Meter hohen Sanddünen, die riesigen Nationalparks im Norden und Süden des Landes (allein der Etoscha Park hat die Größe der Schweiz) und der Fish-River-Canyon, nach dem Grand-Canyon das zweitgrößte Flußtal dieser Welt, sind nur einige bekannte Ziele dieses ungewöhnlichen Landes.

Reinhard Friedrichs Buschmannpfad ist dagegen nur eine bescheidene touristische Einrichtung, aber sie ist eng verknüpft mit dem Anliegen der Ombilistiftung, die Buschleute, als Ureinwohner des Landes, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Der Lehrpfad beginnt mit einem Informationszentrum, einem großen Holzbau, in dem Tafeln und Gebrauchsgegenstände einen Überblick vom Leben und der Geschichte der Saan geben. Der zweieinhalb Kilometer lange anschließende Weg durch das Buschgelände, ist eine Mischung aus botanischem Garten und Freilichtmuseum. Alle Pflanzen, die für die Ernährung der Saan Bedeutung haben, wachsen am Wegesrand und die Lebensgewohnheiten der Buschmänner werden an verschiedenen Stationen gezeigt. Die unterschiedlichen Hüttenformen, Jagdwaffen, Lebensmittel und Alltagsgeräte sind liebevoll nachgebaut oder als Originale ausgestellt. Zwischen den Stationen stehen Hüttenunterkünfte aus Lehm und Ästen für Touristen. Wer Lust hat, diese Buschlandschaft hautnah zu erleben, kann sich hier einquartieren.

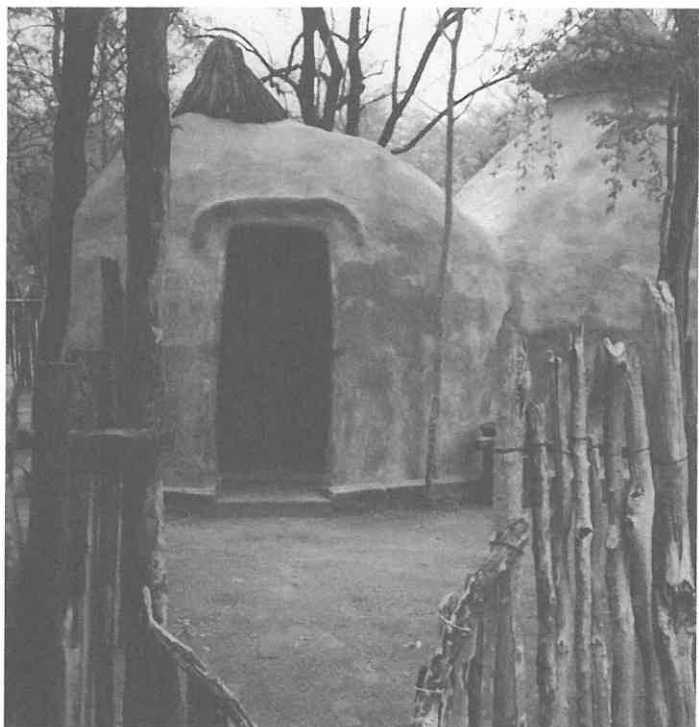


Bild 27 Unterkunft am Buschmanpfad

Reinhard ist mit dem Leben der Eingeborenen von Kindheit an vertraut und spricht auch verschiedene Dialekte ihrer Sprache. Seine Liebe zu diesem Volk spiegelt sich auch in diesem Projekt.

Der Weg endet an einem Rastplatz mit reetgedeckter Feuerstelle, und als wir dort ankamen packte Yvonne vorzügliche Sachen für eine zünftige Grillparty aus. Nach dem opulenten Mal erkundeten wir die Landschaft mit dem Auto durch ein Flußbett aufwärts. Viele Vleis waren jetzt mit Regenwasser gefüllt, und der

Vogelreichtum war unübersehbar. Wir konnten sogar ein halbes Dutzend Adler beobachten. Im Schatten einer weit ausladenden Schirmakazie, am Rande eines von wohlduftenden Wasserrosen bedeckten Vleis, machten wir Rast. Ein riesiger Termitenhügel stand unmittelbar neben uns, und Reinhard erklärte mir, daß der kurze Hochzeitsflug der Termiten immer nur zwischen 21 Uhr und 21.15 Uhr beginnt und daß dazu auch eine besondere Windrichtung, eine bestimmte Luftfeuchtigkeit und Temperatur notwendig sei. Die millionenfach auftretenden kleinen Insekten sind ein beliebtes Nahrungsmittel für viele Tiere, und auch die Saan sammeln und braten sie gern. Nach neuesten Erkenntnissen sollen sie auch für die Vermehrung des seltenen Omajuwapilzes die entscheidende Rolle spielen, indem sie die Sporen dieses schmackhaften Pilzes mit sich tragen, die dann auf den Termitenhügeln zu gesuchten Delikatessen heranwachsen.

Der starke Regen des Vortages hatte den Boden sehr aufgeweicht, und wir verdanken es nur unserem Allradfahrzeug, daß wir auf dem Rückweg nicht schieben und schaufeln mußten. Bevor wir am späten nachmittag wieder auf der Farm waren, haben wir noch große Steine für die Wegmarkierungen des Buschmannpfades eingeladen.

Drei Tage in Ombili

Am nächsten Morgen fuhren wir die ca. achtzig Kilometer nach Ondera, der Farm unseres verstorbenen Freundes Klaus Mais-Rische, die jetzt von seiner Witwe Beate bewirtschaftet wird. Das Ombiliprojekt auf der Farm Hedwigslust, die ja auch den Mais-Risches gehört, verlangt jetzt zusätzlich viel Zeit von ihr. Den Vorsitz der Stiftung hat nach dem Wegzug von Horst Feucht nach Swakopmund, Reinhard Friedrich übernommen.

Beate begrüßte uns herzlich und wir besprachen zunächst in kleinem Kreis die Fortschritte von Ombili,



Bild 28 Das 1992 eingeweihte Schulgebäude

ehe wir noch am vormittag die Anlage besuchten. Ich war überrascht, was sich hier seit einem Jahr getan hatte. In unserem Schuppen für den Handwerksbetrieb war auch eine Schulklasse untergebracht. Daneben eine blitzsaubere Werkstatt. Auch der Betonboden unter dem Dach, wo sich die Eßplätze für die Schülerspeisung befinden, ist schon fertig. Unser Lionsfreund Weishaar hatte spontan Geld dafür gespendet, als wir bei unserem letzten Besuch den staubigen, unebenen Lehm Boden sahen, auf dem die Tische und Bänke standen. Objektleiter Hanssen hat wirklich sehr viel gute Handwerksarbeit geleistet, die überall sichtbar ist. Ein Dorf, das in der Nähe der Schule gelegen war, ist weiter nach hinten verlagert worden. Die Hütten sind etwas höher gebaut, aber immer noch im alten Baustil.

Am Nachmittag kam Horst Feucht mit Frau Badstieber, und ich schloß mich seiner Führung durch die Anlage noch einmal an. Die Alltagsprobleme habe ich auch mitgekriegt:

Aufklärung eines Diebstahls – drei Verdächtige, aber kein Geständnis. Die Lehrer fordern mehr Freizeit bei höherer Bezahlung! Man sieht, die Welt ist doch kleiner als man denkt. Der erste Tag ging zu Ende und spät am Abend betrachtete ich den südlichen Sternenhimmel und einen Mond auf dem Kopf.

Am nächsten Morgen beschäftigte uns für mehrere Stunden der geplante Erweiterungsbau der Schule. Ähnlich der Entwicklung, die ich bei Bleks Projekt Baumgartsbrunn beschrieben habe, läuft es auch hier. Wer mit einer Schule anfängt, wird nach kurzer Zeit feststellen: das reicht nicht! 1992 waren wir zur Einweihung der Schule in Ombili, 1996 sind ein weiteres Schulgebäude und Lehrerhäuser dringend erforder-

lich. Aber auch hier gilt es, die bürokratischen Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Wer sich erst einmal engagiert, dem fallen die Projekte und auch ihre Probleme vor die Füße.

Zwei Saan-Gruppen leben jetzt in verschiedenen Dörfern auf dem Gelände der Farm Hedwigslust. Zehntausend Hektar Land stehen Ihnen hier zur Verfügung, wo auch Felder und Gärten zur Eigenversorgung angelegt sind. Wie schon erwähnt, haben die Gruppen keine einheitliche Muttersprache und können sich deshalb auch nur schwer untereinander verständigen. Nach der Verfassung Namibias hat jedes Kind Anspruch auf einen dreijährigen Unterricht in seiner Muttersprache, was sich für die Saan aber nicht ver-



Bild 29 R. Friedrich, T. Wegner (Hilfswerk Lions), Mais-Rische und Schuckmann (von links)

wirklichen läßt, weil es keine Lehrer für ihre Dialekte gibt. Auf Ombili hat man sich deshalb für Afrikaans entschieden. Selbstverständlich wird auch Englisch als offizielle Landessprache unterrichtet. Weiterhin spielen die Bantusprachen Ovambo und Kawango im Alltag der Buschmänner eine große Rolle.

Alle männlichen Saan, außer Schulkindern und Alten, müssen auf Ombili täglich vier Stunden Feld- oder Gartenarbeit leisten. Dafür erhalten sie die Grundnahrungsmittel für ihre Familien. Zweimal wöchentlich werden Mahango, Hirse, Bohnen, Soja, Trockenmilch sowie Gemüse und Kartoffeln aus dem Garten verteilt. Jede Familie erhält zusätzlich einmal in der Woche Fleisch. Besonders beliebt sind Innereien.

Die Schulkinder bekommen mittags täglich einen Maisbrei, der mit Trockenmilch und Öl angereichert wird. Für das Kochen und Verteilen sorgen abwechselt die Eltern. Die Bundesrepublik Deutschland unter-



Bild 30 Ombilischülerinnen und Schüler in Schultracht

stützt diese Versorgung aus dem Projekt „Schulspeisung in ländlichen Gebieten“, für das eine Million DM zur Verfügung stehen. Kinder ab drei Jahren erhalten noch eine zweite Mahlzeit am Abend, Maisbrei mit Fisch und Bohnen, aus dem Food Programm.

Die Schulkinder haben eine einheitliche Kleidung, was viel dazu beiträgt, die Gruppenzugehörigkeit zu verstärken. Rock oder Hose aus kakifarbenen Stoff, sowie das Ombili T-Shirt kosten 45,- Namibia Dollar, wovon die Eltern die Hälfte aufbringen müssen. Kleidungsstücke für alle anderen, sind durch Kleiderspenden aus Deutschland reichlich vorhanden.

Ab mittag kann in den Dörfern vor den Hütten eifriges Basteln, Schnitzen und Korbflechten beobachtet werden. Auf dem weitläufigen Gelände der Farm sammeln die Buschleute Holz und Bast und verarbeiten es zu Souvenirartikeln für Touristen. Die Ombilistiftung kauft die Erzeugnisse an und unterhält auch selbst



Bild 31 Der Autor und Gerhard Schattner

einen Store auf dem Gelände, in dem diese angeboten werden. Ein großer Teil der Schnitz- und Bastelarbeiten findet seinen Weg in viele Souveniergeschäfte Namibias, was zum Einkommen der Familien einen wichtigen Beitrag leistet.

Die Einnahmen aus dem Verkauf brachten 1995 für die Sippen auf Ombili immerhin 100.000,- Namibische Dollar. Der Umgang mit diesem selbstverdienten Geld ist ein wichtiger Aspekt im Anliegen der Stiftung.

Zweimal in der Woche wird nachmittags mit einem lauten Gongschlag angekündigt, daß der Einkaufsladen geöffnet ist. Die Frauen aus den Dörfern kommen eilig heran und erledigen die Einkäufe für die Familien. Zucker, Kaffee und Weizen bringen Abwechslung in die Ernährung. Beliebt sind Tee und Fett, aber auch Seife, Waschpulver, Süßigkeiten, Fischkonserven, Kerzen und Streichhölzer. Besonders angetan sind sie von Vaseline, möglicherweise weil es mit „V“ geschrieben wird. Den Verkauf erledigt ein Buschmann, ein Zeichen dafür, daß auch Gemeinschaftsaufgaben übernommen werden.

Ein besonderes Erlebnis hat mich bewegt, als ich zu dieser Zeit vor einem Haus saß und an meinen Aufzeichnungen arbeitete. Vier Buschmannfrauen stellten sich im Abstand von drei Metern vor meinen Tisch und begannen, jede in verschiedener Stimmlage, ein kirchliches Lied zu singen. So plötzlich wie sie gekommen waren, entfernten sie sich auch wieder. Beate war in der Nähe und erklärte mir die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Ständchens. Die Frauen wollten mir ihren Dank ausdrücken, für das, was durch uns hier geleistet worden ist. Das Wort, oder vielmehr die Floskel, „danke“ kennen sie nicht. Dankbarkeit wird gelebt,

getan und nicht mit einer Formel ausgedrückt. Sie waren weder scheu noch aufdringlich und zeigten auch wenig emotionale Regung. Diese Form des Dankes hat mich besonders tief beeindruckt.

Auch Armut und Reichtum sind Begriffe, die bei der Begegnung mit diesen Menschen ihren absoluten Gegensatz verlieren. Wir sehen sie hier sitzen vor ihren Hütten, für uns armselige Behausungen, davor ein Topf über einem Bodenfeuer, in dem ein Brei gerührt wird. Die Kleidung aus zufälligen Teilen und oft auch geflickt. Ein Bild der Armut, welches das innere Glück dieser Menschen für uns nicht erkennen läßt, weil wir Glück mit Wohlstand verwechseln. Ich habe die strahlenden Augen der alten Menschen gesehen, die dankbar sind, daß ihre Familie um sie ist. Die Augen der jungen Mütter, die glücklich sind, daß ihre Kinder gesund sind und ich hörte das herz hafte Lachen der Kinder, die noch in echter familiärer Geborgenheit heranwachsen. Für den oberflächlichen Beobachter ist diese Welt nicht in Ordnung. Aber wer näher hinsieht, erkennt das unendlich wahre Glück. Hier sind Menschen, die für einander da sind und die für einander Zeit haben.

Was würden diese Menschen umgekehrt bei uns entdecken? Gehetzte Mienen und Rastlosigkeit. Sie haben die Berechtigung zu sagen und zu denken: wie arm seid ihr doch! Zeit haben, für einander da sein, sich gegenseitig ergänzen, das haben uns jene Menschen voraus. Wir sollten so klug sein, dies zu erkennen, und wir sollten so klug sein, daraus zu lernen.

Dieser kleine Einschub soll nicht dazu dienen, von den materiellen Problemen abzulenken und auch keineswegs eine Entschuldigung sein für Leute, die schon

immer meinten, daß es am besten wäre, diese Menschen sich selbst zu überlassen. Wir haben ihnen die Probleme geschaffen, mit denen sie allein nicht fertig werden können, und unser Einsatz für sie kann nur eine kleine Wiedergutmachung sein.

Dies gilt besonders für die medizinische Betreuung und Versorgung, die bei aller Nothilfe auch selbst wieder neue Probleme schafft. Einmal im Monat kommt ein Klinikmobil nach Ombili und erledigt die ambulante Behandlung und Versorgung von Patienten. Vorsorgeuntersuchungen bei Kleinkindern, Impfungen und die Familienplanung gehören auch zu den Aufgaben. Die Familienplanung besteht in der Hauptsache darin, den Frauen eine Empfängnisverhütungsspritze zu verabreichen. Da in den Monaten Dezember und Januar die fahrbare Klinik nicht kommen kann, steigt in den Monaten August und September die Geburtenrate sprunghaft an.

Für Notfälle ist die nächste kleine Klinik dreißig Kilometer entfernt, wo aber das medizinische Fachpersonal nicht immer zu erreichen ist. Zum nächstgelegenen Krankenhaus in Tsumeb sind es gut sechzig Kilometer. Ein Hauptproblem in der medizinischen Versorgung der Eingeborenen ist noch immer der Zauberdoktor. Schwerkranke werden den Ärzten oft vorenthalten, so daß häufig jede Hilfe zu spät kommt.

Unter den dreihundertdreißig Seelen der Buschmannsiedlung auf Ombili sind im Jahr fünf bis acht Sterbefälle zu beklagen. 1995 gab es nur drei Tote, wovon einer durch einen Verkehrsunfall sein Leben verlor. Die Säuglingssterblichkeit, früher das große Problem, ist Dank der Vorsorgeuntersuchungen gleich Null. Bedrohlich sind momentan nur Tuberkulose und

Diarrhö, die beide durch mangelnde Hygiene bedingt sind. Malariafälle sind von Jahr zu Jahr sehr verschieden.

Das Familienleben der Buschleute sei auch noch kurz beleuchtet. Zwanzig Sippen leben auf Ombili. Eine Sippe besteht aus drei bis vier Familien, mit je drei bis vier Kindern. Die Saan leben im Prinzip monogam. Bei Streitigkeiten zwischen den Partnern kann es zu Trennungen kommen, aber nie spielt dabei das Verhältnis zu einer anderen Frau oder einem anderen Mann eine Rolle. In der Sippe ist dann eine neue Verbindung nicht ungewöhnlich.

Am nachmittag hatte ich noch ein Gespräch mit dem Projektleiter Herrn Hanssen, dessen handwerkliche Fähigkeiten für Ombili sehr segensreich sind. Auch ihm gilt unser Dank, für die sinnvolle und gediegene Umsetzung unserer Spenden in konkrete Hilfe für die Buschleute.

Drei Tage lang hatte ich jetzt den Alltag auf Ombili miterlebt und viele neue Einsichten in die menschlichen Zusammenhänge und Schwierigkeiten des Projektes gewonnen. Hier arbeiten Menschen mit allen Stärken und Schwächen ihrer Person. Sie vertrauen darauf, daß ihre Arbeit auch weiterhin von uns unterstützt wird und sie brauchen dazu nicht nur unsere materielle Hilfe, sondern auch unser Vertrauen und die persönliche Begegnung.

Vor der Rückfahrt nach Ondera und meinem diesjährigen Abschied von Ombili, kaufte ich noch einige Ketten und Körbe aus der Buschmannproduktion für die Daheimgebliebenen. Kurz vor Sonnenuntergang sitzen wir auf dem Freiplatz vor dem Farmhaus und genießen beim „Sundowner“ den immer wieder faszi-

nierenden Anblick, wenn der glutrote Feuerball langsam versinkt. Während Beate das Abendessen vorbereitet, fallen mir die Sonnenaufgänge ein, die ich auf der Farm meines Freundes Heno beobachten konnte. Ein wunderschönes sattes Wiesengelände so weit das Auge reicht. Plötzlich die blendende Helle der aufziehenden Sonnenscheibe. Die Schirmakazien treten als scharfe Schattenrisse gegen die Glut des Morgens hervor. Wir wissen ja, daß die Sonne nicht aufgeht, sondern daß sich die Erde ihr entgegenwälzt, und so ist beim Sonnenaufgang die wahre Drehung unter unseren Füßen beinahe spürbar. Die Sonne, der majestätische Feuerball, dem wir Wärme und Leben auf unserem Planeten verdanken. Kaum zu beschreibende Empfindungen, wenn ich erlebe, wie sie sich morgens mit absoluter Ruhe langsam über den Horizont erhebt. Ein Vorgang, für den mir nur die Wörter groß und erhaben einfallen. Alle menschlichen Probleme werden dagegen klein und unscheinbar, man glaubt in die wundersame satte Ruhe der Natur zu schauen. Die Frage nach dem Sinn unseres Daseins drängt sich förmlich auf. Aufgehen, Leuchten und Versinken, Licht spenden und Licht erhalten. Die große Ruhe des Weltalls, ihre Ordnung, Gesetze und Bahnen übertragen sich in unser kleines Gehirn und wir spüren, daß wir ein Teil davon sind. Lange haben ja die Menschen diese Abhängigkeiten nicht erkannt und gemeint, Sonne und Sterne seien Diener unserer Erde, um die sich das Weltall zu drehen habe. Dies scheint mir auch ein gutes Sinnbild für unsere Einstellung zu den Problemen dieser Welt.

Nach dem Abendessen kamen die Farmarbeiter mit einem erlegten Kudu zurück. Im Schein einer Petrole-

umlampe wurde er abgehäutet und zerlegt. Schweigend wußte jeder was er zu tun hatte, jeder Handgriff war vertraut. Der Sternenhimmel war phantastisch klar, und ich mußte an meine Frau Christel denken, die in solchen klaren Nächten aufgeregt nach Orion und noch schwierigeren Sternbildern Ausschau hält.

Erholung auf Eningu

Die nächsten Tage sollten der Erholung auf einer neuen Gästefarm in der Nähe Windhuks dienen. Beate brachte mich nach dem Frühstück zur Mokuti-Lodge, am Rande des Etoscha Parks. Vor dem Abschied genossen wir noch das gute Salatbuffet in dem gemütlichen Garten dieser bekannten Anlage.

Der Flug, mit Zwischenladung in Swakopmund, war herrlich. Die kleine Maschine flog eine große Schleife, und ich konnte noch einmal aus der Luft die Salzgewinnungsanlagen mit den unterschiedlichsten Farben der Ablagerungen bewundern, die bis zum tiefen Rot reichen. Die Greens des Wüstengolfplatzes, den ich mit Horst Feucht besucht hatte, lagen wie grüne Kissen in der braunen Wüste. Beim Weiterflug habe ich die achtzehn Löcher auch zählen können.

Als die kleine Maschine pünktlich um 17.35 Uhr in Windhuk gelandet war, empfing mich Volker, der Chef der Gästefarm Eningu. Wir fuhren auf der Umgehungsstraße Richtung Internationaler Flughafen und als wir die Pad erreichten und auf die Bergkette im Osten zufuhren, wurde mir wieder klar, daß die Entfernungen in diesem großen Land doch anders einzuschätzen sind. Die Farm sollte in der Region Windhuk liegen, doch das bedeutete hundert Kilometer Überlandfahrt.

Es war noch ein Ehepaar da, das auch gerade angekommen war und fünf Wochen Urlaub in Namibia machen wollte. Mein neuer Bungalow war sehr geschmackvoll eingerichtet und ließ es an keiner Bequemlichkeit, die sich Touristen wünschen können, fehlen. Nach einem ausgiebigen Duschbad verzehrte



Bild 32 Gästefarm Eningu

ich hungrig ein großes Kudusteak und genoß dazu eine gute Flasche Rotwein. Dies ist ein Platz zum Wohlfühlen, und als weit nach Mitternacht mein interessantes Gespräch mit den jungen Wirtsleuten endete, waren weitere zwei Rotweinflaschen geleert. Morgens wachte ich etwas verkatert auf, aber mit zwei Kopfschmerztabletten kam ich wieder auf den Damm.

Nach dem Frühstück besuchten wir die Farm der Eltern der jungen Wirtin, die Heimat der Dörkateppiche. Das Ehepaar Berner, er ist Teppichgestalter und sie Bildhauerin, hat die alte Farm liebevoll renoviert. Nach einer eindrucksvollen Besichtigung der Bildhauwerkstatt und Erklärungen zur Entstehung der künstlerischen Teppiche, vom Färben der Wolle bis zum fertigen Objekt, erfreuten wir uns noch an den vielen

schönen Antiquitäten, die die Berners in ihrem Farmhaus zusammengetragen haben.

Zum Mittagessen auf der Gästefarm hatte sich Frau Schiltsky angekündigt. Und jetzt holte mich mein Namibiaengagement auch wieder ein; denn wir wollten über Theresia sprechen.

Theresia

Im Mosbachsaal der neuen Hauswirtschaftsschule in Baumgartsbrunn hatten die Schülerinnen zur Einweihung ein großes Buffet eingerichtet. Nicht ohne Stolz war unsere Mosbacher Lionsabordnung 1991 zu dieser Einweihungsfeier gefahren, hatten wir doch nicht unmaßgeblich dazu beigetragen, daß dieses Projekt von Helmut Bleks so schnell Wirklichkeit geworden war.

Wir saßen damals mit Lionsfreunden aus Windhuk zusammen und unterhielten uns mit zwei jungen Ovambo, die als Lehrer die landwirtschaftliche Ausbildung leiteten. Im Laufe des Tages wurden wir auf eine Schülerin aufmerksam, die perfekt Deutsch sprach. Als wir die Geschichte dieses Ovambomädchens erfahren hatten, war uns klar, daß wir als Deutsche diesem Schicksal nicht gleichgültig gegenüberstehen konnten.

Theresia war im Alter von fünf Jahren aus Namibia in die DDR gebracht worden. Eine menschenverachtende Wahnidee, die man nur als krankhaft bezeichnen kann, wenn sie nicht so kriminell gewesen wäre, wollte aus Kindern kommunistische Revolutionäre machen, die beseelt von den Ideen des Sozialismus, nach dem Sieg der Guerilla, ideologische Aufbauarbeit im befreiten Lande übernehmen sollte. Nach dem Vorbild der Securitate in Rumänien, die Kinder in die UdSSR zur Ausbildung verschleppte, hatte der damalige SWAPO-Führer und jetzige Präsident des Landes, Ovambokin, in die DDR zur Schulausbildung bringen lassen. Theresia erzählte von dem Drill in der Schule, vom täglichen Exerzieren und auch vom Bild des guten Onkel

Honecker, das den Klassenraum schmückte. Eine ideologische Kämpferin ist sie nicht geworden, dafür spricht sie aber perfekt deutsch. Von ihren Eltern hat sie nie mehr etwas erfahren, und als nach der Unabhängigkeit Namibias und dem Zusammenbruch des Ostblocks, diese armen Kinder wieder in ihre „Heimat“ verfrachtet wurden, waren es nur noch bedauernswürdige Geschöpfe, die um ihre angestammte Heimat und ihre Kindheit betrogen worden waren.

Theresia hatte das Glück in Baumgartsbrunn aufgenommen zu werden, aber sie hatte sehr starke Integrationsprobleme, da die Ovambosprache für sie nur ein fremder Dialekt war. Ansonsten machte sie einen außerordentlich fröhlichen Eindruck und wünschte sich nichts lieber, als eine abgeschlossene Ausbildung in einem Erziehungsberuf.

Spontan habe ich mich damals entschlossen, für diese Ausbildung aufzukommen, und als Frau Schiltsky von meinem Angebot ermuntert, dafür sorgte, das Theresia in Kassel an einem anthroposophischen Institut zur Sozialpädagogin ausgebildet werden konnte, stand ich zu meinem Wort. Die Freunde Gerd Schattner und Wolfgang Metzger unterstützten mich in dieser nicht ganz leichten Aufgabe, und so konnte Theresia ihre Ausbildung zwei Jahre später abschließen. Mit der Rückkehr nach Namibia wurde es allerdings nichts. Menschenschicksale lassen sich nicht planen, und wenn Theresia heute glücklich verheiratete Mutter in Deutschland ist, dann hat sich zwar unser Wunsch nicht erfüllt, aber einem Menschen geholfen zu haben, den ein Unrechtssystem mißbrauchen wollte, bleibt uns.

Eine Landpartie

Es war Sonntag und zum Frühstück gönnte ich mir anstatt des Marmeladenbrottes eine Portion Rührei. Stefanie, unsere junge Wirtin, hatte die Gäste zu einer Wanderung durch die Landschaft eingeladen, was wir alle gern annahmen. Der mehrstündige Fußmarsch durch die trockene wüstenähnliche Landschaft, wurde unter der fachkundigen Führung der jungen Frau zu einem beeindruckenden Erlebnis. Stefanie erklärte uns die Wildspuren im sandigen Boden. Verschiedene Eidechsenarten sonnten sich auf den heißen Steinen oder huschten aufgeregt vorbei. Kudus suchten nach spärlichem Futter und Vogelgezwitscher erfüllte die Luft. Eine zwanzig Zentimeter große Schildkröte marschierte gemächlich im Schatten einer großen Akazie.

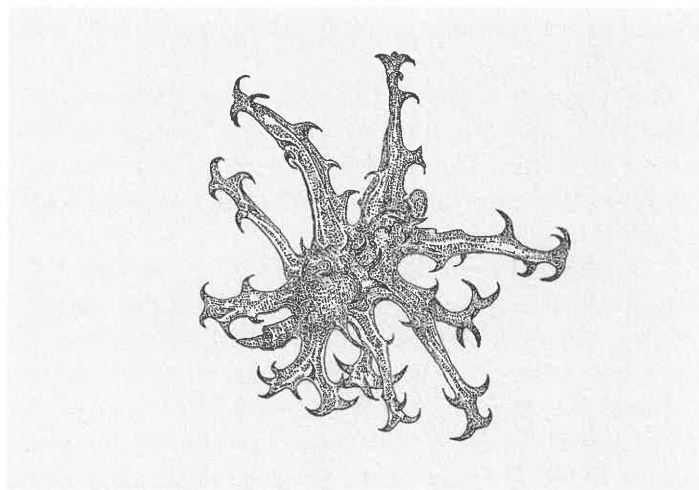


Bild 33 Samenkapsel der Teufelskralle

Besonders interessant waren die vielen Pflanzen, die in diesem semiariden Gebiet alle Anstrengungen machen müssen, um durch auffällige Färbungen ihrer oft winzigen Blüten, die Insekten anzulocken.

Auch die Teufelskralle erregte unsere Aufmerksamkeit, eine schöne, purpurn blühende Kriechpflanze, die ich schon auf dem Buschmannpfad kennengelernt hatte. Die Kapseln dieses schönen Gewächses haben starke, scharfe Krallen, die sich wie Kletten überall festsetzen können und sind für die Viehzüchter ein Alptraum. Schon aus dem Fell der Tiere sind sie sehr schwer zu entfernen; zu bösen Verletzungen kommt es aber bei den Tieren, wenn sich die tückischen Krallen am Maul verfangen.

In Deutschland wird die Wurzel der Teufelskralle zu hohen Preisen gegen rheumatische Erkrankungen und zur Anregung des Stoffwechsels angepriesen. Bei den Buschleuten wird ein Gebräu aus der Teufelskralle von den Frauen während der Schwangerschaft sehr geschätzt.

Der Versuch eines Farmers, mit dem Anbau dieser Pflanze zu Geld zu kommen, endete schnell im Protest seiner Nachbarn. Die über einen Meter in die Tiefe reichenden Wurzeln, hätten überdies die Ernte sehr aufwendig werden lassen

Die Ruhe und das Naturerlebnis in dieser fast menschenleeren Landschaft, haben mich der Erfüllung meines Urlaubswunsches nach innerer Stille sehr nahe gebracht. Diese Stille bedeutet nicht Geräuschlosigkeit, sondern das Windspiel der Blätter und die Geräusche der Tiere in der Dunkelheit gehören ebenso dazu, wie das Prasseln des Regens auf ein Blechdach. Zu spüren, wie selbst die für uns unbelebte Natur aufatmet.

Alte Freunde

Am nachmittag dieses erholsamen Sonntags erwartete ich meinen Freund Heno, der mich zusammen mit seiner Frau Waltraut abholen wollte, damit wir die letzten Tage meines Namibiaaufenthaltes zusammen auf ihrer Farm verbringen könnten.

Ich war schon ein bißchen in Sorge als erst um 18 Uhr das Telefon läutete und die baldige Ankunft signalisierte. Wie sich später herausstellte, hatten sie unterwegs noch einen Besuch bei Bekannten gemacht, die sie lange nicht gesehen hatten. Als sie endlich in Eningu ankamen, hatten sie noch nichts gegessen, und nach Spiegeleiern mit Speck, Käse und Wurst unterhielt sich Heno noch mit den Wirtsleuten über alle möglichen Leute in dieser Gegend. Derartiger Klatsch und Tratsch interessierte mich zwar auch, aber wir hatten noch eine dreistündige Fahrt durch die Nacht vor uns. Wieder merkte ich, daß für Gespräche und Besuche in diesem Land andere Gesetze gelten. Da man sich nicht so oft sehen kann, ist kein Weg zu weit und kein Gespräch zu lang, wenn man schon einmal unterwegs ist.

Gegen 20 Uhr brachen wir auf, die Sonne ging gerade unter. Die Fahrt auf der Pad war sehr anstrengend. Wie ein Luchs achtete Heno auf das Aufleuchten der Augen, wenn Wild über den Schotterweg wechselte. Häufig drosselte er die Geschwindigkeit oder scheuchte das Wild durch Hupen von der Fahrbahn.

Als wir unversehrt und ohne eine Karambolage auf Goedemod ankamen, war uns die Erschöpfung doch anzumerken, und ich bezog mein Zimmer im alten Schulhaus, das mir von früheren Besuchen noch ver-

traut war. Viel Zeit zum Schlafen blieb nicht; denn am nächsten Morgen wollte ich früh mit Heno in Richtung Otjozondu aufbrechen. Dort haben die Mosbacher auch eine Schule gebaut, die ich gern besuchen wollte, und nebenbei sollten auf einer Farm in der Nähe Schweine eingekauft werden.

Für die einhundertvierzig Fahrtkilometer hatte uns Waldtraut genaue Instruktionen gegeben. Auch für den Schweinekauf hatten wir genaueste Anweisungen. Heno blieb dabei sehr gelassen und ruhig, vielleicht hatte er seine Hörhilfe ausgeschaltet.

Die Fahrt verlief reibungslos und der Plan konnte genau eingehalten werden.

Als wir unsere Ladung Schweine, zwei für den Nachbarn Markgraf und zwei für Waldtraut, friedlich auf der Ladefläche sitzen hatten, fuhren wir die zwanzig

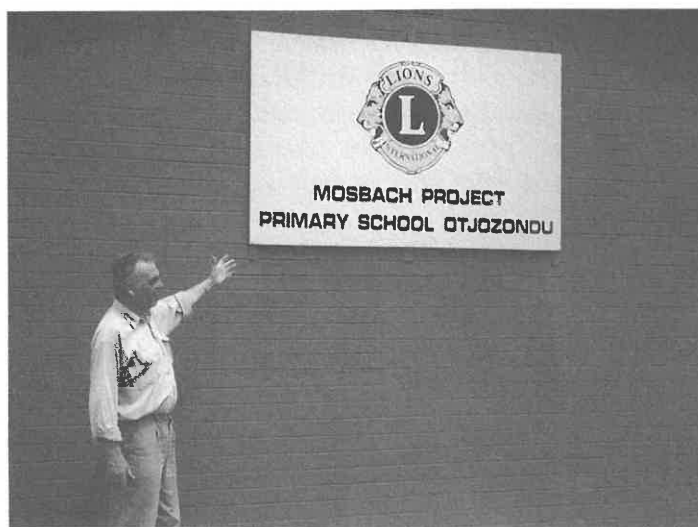


Bild 34 Mein Besuch 1996 in Otjozondü

Kilometer nach Otjozondo und parkten, wegen der Schweine, unter einem Baum im kühlen Schatten.

Ich freute mich, wie sich diese Schulanlage doch so sauber präsentierte. Im Sekretariatshaus mit der lila Farbe, wie Gerd meint, die Lionsfarbe, lief mir gleich Schulleiter Laubscher über den Weg. In meinem schlechten, für viele, wegen der exzellenten Aussprache, nicht verständlichen Englisch, begann ich mich vorzustellen. Das Wort „Lions Mosbach“ löste große Freude aus. Wir haben die Schulräume besichtigt, die sich alle in einem sehr guten Zustand befanden. Direktor Laubscher führt offensichtlich ein gutes Regiment und Diebstahl von Bau- und sonstigem Schulmaterial, sowie das „Umleiten“ von Lebensmitteln aus der Schulküche, wie es an anderen Schulen durchaus üblich ist, wird hier nicht zugelassen. Kein Wunder, daß die Farmer der Umgebung die Schule über alles loben und die Farmarbeiter für den weißen Direktor gestimmt haben.

In drei Klassen habe ich auch kurz den Unterricht besucht und war beeindruckt, wie konzentriert hier gearbeitet wurde. Auch die von uns gebauten Toilettenanlagen waren in einem sauberen, einwandfreien Zustand. Für eine überraschende Inspektion eine erfreuliche Sache. Der Küchentrakt wurde auch von uns finanziert, und ich konnte eine blitzsaubere Anlage mit modernsten Maschinen bewundern. Ich erklärte Herrn Laubscher, immer noch in meinem Englisch, daß wir wohl alle Jahre nach „unserer“ Schule schauen werden, und daß dies keine Kontrolle für ihn sein sollte, sondern eine Unterstützung seiner Arbeit. Ich bat ihn, uns sofort zu informieren, falls Schwierigkeiten auftreten sollten, damit wir bei der Regierung vorstellig werden können. Wir wollen helfen, aber auch die

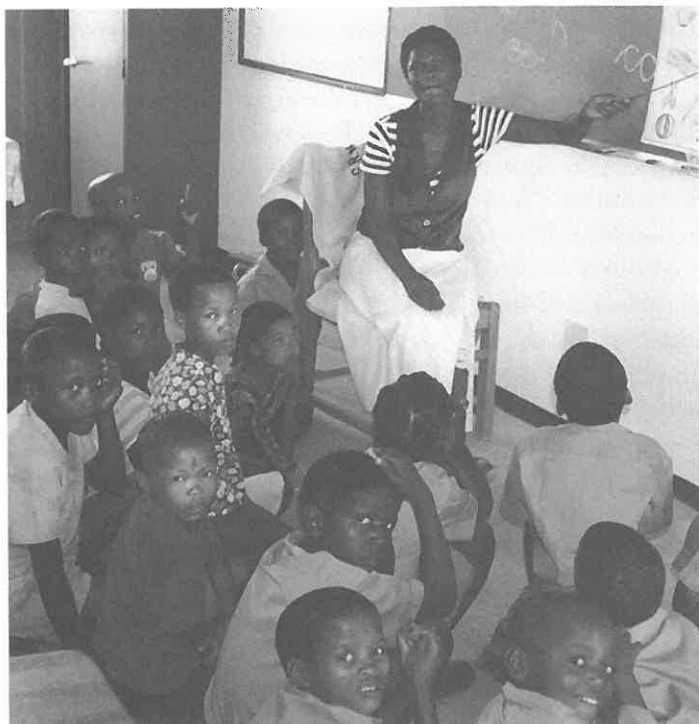


Bild 35 Unterricht in Otjozondou

Gewißheit haben, daß nicht innerhalb kurzer Zeit alles in einem desolaten Zustand ist. Nachdem ich noch die Tafeln, die den Lionsclub Mosbach würdigen, fotografiert hatte, machten wir uns herzlich verabschiedet wieder auf die Padd.

Wir lagen immer noch phantastisch in der angeordneten Zeit von Waldtraut. Sollten wir doch um 12.30 Uhr nicht später als 12.45 Uhr bei dem Farmer Markgraf zum Mittagessen sein. Während der Fahrt sahen wir an verschiedenen Stellen Regen niedergehen und

Heno erklärte mir, auf welchen Farmen das wohl sein könnte. Er meinte: „Man darf nicht nur an sich denken. Wir haben eine so große Dürre, daß wir mit jedem Farmer dankbar sind, der Regen erhält.“ Einige Spritzer erhielten auch wir, aber wir waren nur veranlaßt unser Tempo etwas zu reduzieren, um auf der Pad nicht ins Schleudern zu kommen. Um 12.37 Uhr waren wir bei Markgrafs – 7 Minuten zu spät oder 8 Minuten zu früh. Die Hausfrau winkte und sagte, sie sei mit dem Kochen noch nicht so weit. Als wir unsere Schweine abgeladen hatten und etwas über die Farm geschlendert waren, rief die Hausfrau zum Essen. In der kleinen Küche tranken wir einen selbst hergestellten Maulbeersaft, und Heno und Markgraf unterhielten sich über das Wetter. Der Farmer Markgraf war sehr deprimiert und wußte nicht, ob er, wenn nicht noch mehr Regen kommt, überstehen kann. Seine Frau, als gute Köchin in Südwest bekannt, hatte ein ganz vorzügliches Mittagmahl gezaubert. Es gab den Omajuwapilz, angerichtet wie eingemachtes Kalbfleisch und handgemachte Spätzle und dann noch eine Schüssel voll paniierter Kudusteaks. Wir aßen zu viert elf Schnitzel. Sie waren zwar nicht übermäßig groß, aber ich habe gezählt: es waren noch sechzehn Schnitzel übrig. Auf die Frage der Hausfrau an ihren Gemahl, ob er satt sei, antwortete er: „Nein, aber ich habe genügend gegessen.“ Heno und ich wurden als besonders schlank gelobt, doch leider haben es nur wenige Leute gehört.

Am nächsten Tag hatte ein ausgiebiger Regen eingesetzt, der für alle Farmer dieser Gegend ein Segen gewesen ist. Ich las viel, und als sich das Wetter wieder gebessert hatte, habe ich mit Freund Heno noch ausgiebige Spaziergänge und Fahrten über seine Farm gemacht.

Nach dem Abendessen hatten wir es uns gerade gemütlich gemacht, um einen Schluck Rotwein zu trinken, als das Telefon läutete. Christel rief aus Deutschland an, und ich konnte den Freunden verkünden, daß ich gerade zum vierten Mal Großvater geworden war. Der erste Schluck galt dann dem Wohl der kleinen Anna-Marie, die gerade noch Glück gehabt hat, nicht am 29. Februar geboren zu sein.

Mein letzter Tag auf Goedemod war mit Lesen, Spaziergehen und Ausruhen angefüllt, und abends saßen wir lange zusammen und haben unsere Ansichten über die großen und kleinen Sorgen des Landes ausgetauscht. Donnerstag morgen um sieben Uhr dreißig warteten wir an dem verabredeten Gatter auf Frau Zander, die mich nach Windhuk bringen wollte. Nach einer herzlichen Verabschiedung von den Freunden, ging es auf die rutschige Pad. Ich konnte nicht wissen, daß ich die liebenswürdig, pedantische Freundin Waltraut nicht mehr wiedersehen sollte. Sie starb wenige Monate später an einer Krebskrankheit. Frau Zander erzählte während der Fahrt von ihren Großeltern und den Anfängen der deutschen Siedler in Südwest, die für viele sehr leidvoll gewesen sind. Auch dieses Gespräch ist ein Mosaikstein meines Wissens über Namibia geworden. Zum letzten Mal konnte ich eine große, wohlgenährte Oryxantilopenherde bewundern, die unseren Weg kreuzte und mit ihren spitzen Geweihen richtig Eindruck schindete.

Um halb zehn war ich wieder in der Pension Steiner und telefonierte erst einmal mit meiner Tochter Ute und erkundigte mich nach meiner neuen Großtochter.

Das Ende meines Urlaubs nahte mit großen Schritten und ich freue mich auf meine nun doch schon mit

zehn Personen recht große Familie. Wenngleich ich der einzige Mann außer Götz und Martin bin, glaube ich, wir kommen mit unseren sieben Damen doch gut zu Rande.

Mit Wolfgang Schuckmann verabredete ich mich telefonisch für den Nachmittag und ging in die Stadt, um Besorgungen zu machen. Ich hatte mir alles aufgeschrieben. Maismehl für Theresia, Bilder entwickeln, Briefmarken kaufen, eine neue Kassetten von Jackson suchen. Im Warenhaus wurde erklärt, daß keine namibische Musik im Angebot wäre, und sie wollten mir eine Michael Jackson Kassette andrehen. In einer verschlossenen Vitrine konnte ich doch noch die gewünschten Musikkassetten entdecken und kaufte zwei. Angelikas gewünschtes Straußenei, durchbrochen, konnte ich auch erwerben, erschrak aber über die gewaltige Verpackung, mit der man es zum Schutz gegen Bruch umhüllt hatte.

Ein letztes Mittagessen im Restaurant Gathmann auf dem Balkon und unter mir das pulsierende Leben Windhuks. Wolfgang holte mich pünktlich ab und zeigte mir stolz die Kugeln für meine bestellten Solitärspiele, die am Vormittag angekommen waren. Sie haben fast 7 cm Durchmesser und sind in dieser Menge von unglaublicher Schönheit. Da lagen sie: 70 Stück auf den Karos seines Teppichs und wie dafür gemacht. Wegen des Gewichtes konnte ich nur einen Teil davon mitnehmen und Wolfgang versprach, den Rest zu senden, wenn auch die dazugehörigen Bretter fertig wären. Wir besprachen noch ausführlich unsere Herbstreise, und er bat mich zum Abendessen zu bleiben.

Namibia, ich komme wieder!

Mein Abreisetag war angebrochen und ich trank noch einen Kaffee bei Wecke & Voigts, womit sich meine Reise abrundete. Am Nachmittag brachte mich Wolfgang zum Flughafen.

Habe ich das Ziel meiner Wünsche erreicht? Ist aus diesem sechsten Besuch Namibias wirklich eine Reise zu mir geworden? Auf jeden Fall habe ich viel über mich erfahren, bin mir meiner Motive bewußter geworden und weiß, daß die Aufgaben in diesem Land für mich noch nicht zu Ende sind.

Viele Fragen bleiben. Afrika hat eigentlich alles für eine gute Zukunft, aber man muß die Menschen mit ihrer eigenen Verantwortung konfrontieren. Die umfangreichen Kapitalspritzen werden nichts ändern, sondern nur die afrikanische Mentalität stärken, die selbstverständlich jede Hilfe entgegennimmt. Es kommt mir vor, als wären die Afrikaner die einzigen Menschen, die noch meinen, daß sich andere um ihre Entwicklung kümmern müßten. So hat mich die namibische Botschafterin in Bonn in einem Statement doch sehr enttäuscht, als sie eine vermehrte Hilfe von privaten Organisationen anmahnte.

Richtige Entwicklungshilfe würde bedeuten, daß die Afrikaner ermutigt werden, zunächst die psychologischen Voraussetzungen für Eigeninitiative zu schaffen. Wir leben durch unsere weltweite Kommunikation in einer Welt, die regiert wird durch moderne Standards und Lebensbedingungen. Wir können nicht umhin, die Welt anzunehmen, um sie zu übernehmen. Unsere Kulturvielfalt sollten wir dabei aber unbedingt bewahren

und pflegen, d.h. für Namibia, daß die vielen ethnischen Gruppen auch erhalten bleiben.

Die Hoffnung liegt einzig bei den Kindern und so bin ich überzeugt, daß unsere Entwicklungshilfe für die Schulen der einzig richtige Weg ist. Man muß dafür sorgen, daß diese Kinder in einer Welt des Friedens und der Arbeit aufwachsen. Wir dürfen den Kindern keinen materiellen Überfluß bescheren, sondern müssen für eine gute Ausbildung sorgen. Wir müssen ihnen eine Chance geben, die die jetzige Generation nicht hat und auch nicht mehr haben kann. Wir lassen uns nicht beirren und werden unserem Gewissen und unseren Erkenntnissen folgend, weiter die Kinder Namibias unterstützen.

Drei Wochen unvergeßliche Eindrücke. Drei Wochen in einem Land das mich fasziniert. Ich werde oft gefragt, was das besondere an Namibia sei. Man sagt mir, daß es sich doch nur um ein dünn besiedeltes Land handelt, eine glühende Sonne, die auf nur spärlich bewachsene Berge und steinige Ebenen brennt, die Küste eigentlich trostlos sei, die Flußläufe kein Wasser führen. Viele Südwestler, wie man die deutschstämmigen in Namibia immer noch nennt, können die Faszination selbst nicht zum Ausdruck bringen und verweisen auf den Refrain des Südwesterliedes: „Und sollte man Euch fragen was hält euch denn hier fest, wir könnten nur sagen wir lieben Südwest.“

Nach meinen nunmehr sechs Reisen durch dieses Land, glaube ich den Schlüssel gefunden zu haben. Die Unendlichkeit des Horizontes, die klare saubere Luft und das Schweigen der Wüste läßt mich fühlen, erlöst zu sein von der Enge und dem Druck der heutigen Zeit. Mir ist die Gnade zuteil geworden, mit den Augen *und*

dem Herzen dieses Land erkennen zu können. Zu begreifen, daß in der Natur alles bis ins Letzte abgestimmt ist, aber auch alles einen tieferen Sinn hat, sei es im Tierreich oder im Pflanzenreich, in der Wüste wie in der Savanne. In Namibia bin ich mir der Schöpfung Gottes bewußt geworden, und ich bin dankbar dafür, daß ich dies erleben und spüren darf.

Die Sonne hat mir ins Herz gebrannt. – Namibia ich komme wieder!